

Iran – ein Land der Lebenskünstler

Mit Kamerad Hösch und Kamerad Stief in Georgien gestartet, hatten wir uns durch die Fachwerkstädtchen der emigrierten Schwaben über Aserbaidtschan bis in den Iran durchgeschlagen. Durch Probleme bei der Visabeschaffung gingen wir alle auf unterschiedliche Art in den Iran. Für mich ging es, in einem Nachtzug, bis an die Grenze. Dort war viel los und das Gedränge an der Passkontrolle werde ich nicht vergessen ☺. Kurz nach der Grenze wurde mir von Geldwechslern eine wichtige Lektion beigebracht. Ich wechselte erstmals 15 € zu dem offiziellen Wechselkurs (den sie mir auch seriös bei google zeigten). Leider klafft der staatlich-offizielle Wechselkurs mit 48.000 Rial und der reale Wechselkurs mit 128.000 Rial für einen Euro ein klitzekleines bisschen auseinander. So schenkte ich dem guten Herrn mal eben knapp 10 €, was ihn recht gefreut haben dürfte. Der Eindruck, dass die staatlich propagierte Lebenswelt und die Realität ganz und gar nicht übereinstimmen, bestätigte sich jeden Tag aufs Neue.

In Tabriz angekommen, konnte ich kurzfristig bei einer sehr netten Familie unterkommen. Sie leben seit einigen Jahrzehnten in Deutschland und waren zufälligerweise gerade auf Heimaturlaub. Durch sie konnte ich einen sehr guten kulturellen Einstieg erleben. Ihre Gastfreundschaft und alle Informationen zum Iran haben mich begeistert und gut vorbereitet. Nachdem ich beim Stempel abholen auf dem Rathaus vom Chef der Ausländerbehörde darauf hingewiesen wurde, dass ich keinen Einreisestempel bekommen hatte, musste ich diese feine Familie verlassen und nochmal nach Astarā an die Grenze zurückfahren, bevor ich nach Teheran weiterfuhr. Vor lauter Erstaunen über mein, naja, eher außergewöhnliches Outfit hatte der führende Grenzbeamte nach längerem Gespräch vergessen, mir einen Stempel zu geben. In der Hauptstadt traf ich mich wieder mit Kamerad Hösch – Kamerad Stief hatte leider kein Visum bekommen. Die Provinz Teheran ist mit über 13 Mio. Menschen eine echt Riesenstadt (vgl. Berlin ~4 Mio.) und außerdem sehr smogbelastet (was bei ~7 Cent pro Liter und keiner Abgasnorm kein Wunder ist). Dort haben wir es uns echt gut gehen lassen, einen Bruchteil der Stadt angeschaut, uns von dem Verkehrschaos beeindrucken lassen und vor allem in unserem Hostel sehr wohl gefühlt!

Danach ging es über Qom, mit seinem gewaltigen Moschee- und Koranschulenkomples, nach Kashan. Das ist eine Wüstenstadt, die im Kern fast nur aus Lehmhäusern besteht und nach der Zeit in Teheran ein echter Ruhepol war. Nach einigen Exkursionen ging es über Abyāneh, einem alten Bergdorf mit roten Lehmhäusern und Bergpanorama, nach Isfahan. Die Hauptstadt der Safawiden besitzt viel altpersische



Architektur, den größten Basar Irans und vor allem die größte Ansammlung von Kunsthandwerkern. Dort haben wir das ein oder andere Souvenir kaufen müssen ☺ Es war schön zu sehen, wie viel Wert die Iraner immer noch dem Handwerk beimessen. Als ich mal im Gespräch darüber war, sagte mir jemand: „Da ist die Liebe und der Charakter des Handwerkers drin. Bei industriellen Gegenständen spürst du nichts!“

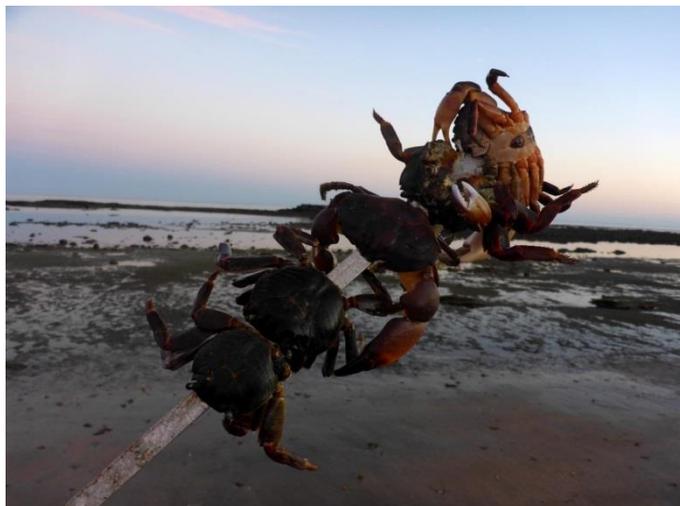
Wäre schön, wenn das auch die deutschen Kunden immer wieder so sehen würden und nicht immer am Preis und an der Zeit schrauben würden. Eine weitere Besonderheit ist, dass es dort auch noch ein armenisch-christliches und ein jüdisches Viertel gibt. Und wenn jetzt manche von euch denken, das ist ein großes Problem – Nein! Die meisten Iraner sind weltoffen und tolerant (was man allerdings nicht von dem Regime behaupten kann).

Nach Isfahan ging es nach Yazd, einer wundervollen Wüstenstadt mit einer idyllischen Altstadt und einigen Sehenswürdigkeiten. Dort habe ich u.a. viel über die altpersische Religion des Zoroastrismus gelernt. Als monotheistische Weltreligion, die dem Christentum recht ähnlich ist und im selben Zeitalter entstanden ist, hatte sie viel Einfluss auf die Kultur des heutigen Irans.

Danach ging es nach Shiraz, welche mich neben tollen Moscheen und netten Menschen vor allem mit Persepolis bestechen konnte. Die altpersische Residenzstadt mit ihrer wirklich wahnsinnigen Architektur und dem gewaltigen Umfang hat mein Vorstellungsvermögen definitiv erweitert. Den Steinmetzen und Zimmerern sollte man ein Denkmal bauen. Sein Zentralsaal („Hundertsäulensaal“) hatte Abmessungen von 68,5m Breite und 68,5m Länge, was ihn zum größten Saal der alten Welt machte. Tausende der besten griechischen und persischen Handwerker (welche Meister in Holzarchitektur waren) arbeiteten an der Baustelle. Für das riesige Dach behauten sie 250 massive libanesische Zedernbalken, zehn Meter lang, einen Meter im Querschnitt. Aber nicht als Sklaven, sondern entlohnt entsprechend ihrer Stellung und Leistung. Auch über 1350 Kunsthandwerker arbeiten zeitweise an Verzierungen, Schmuck und Mobiliar. Leider brannte Alexander der Große alles nieder, nachdem er mit 1300 Kamelen die Schatzkammer leer geräumt hatte. Trotzdem kann man nach 2500 Jahren immer noch die filigrane und perfekte Arbeit dieser Jahrtausendhandwerker bestaunen.



Das letzte große Highlight war dann der persische Golf mit Qeshm Island. Die größte Insel am Golf und seit einigen Jahren Freihandelszone... leider! Denn es wird eine Shoppingmall nach der anderen gebaut und ist für die Iraner mehr ein Shoppingparadies als ein Naturerlebnis. Leider haben die Fischer auch immer weniger zwischen den Zähnen, da der gute Ayatollah den Chinesen gestattet, den Persischen Golf zu überfischen. Nichtsdestotrotz hatten wir eine coole Führung über die vielfältige Insel mit Canyon, Stars Valley, Mangroven und anderen schönen Landschaften. Weiter ging es für uns auf die nahegelegene Insel Hormoz (wo nahezu nur Sunniten wohnen). Einst eine der reichsten Handelsstätte der Welt ist nun die Stadt auf der Insel nur 3000 Einwohner stark und hat bis auf die alte portugiesische Festung wenig Architektur zu bieten. Aber das macht sie durch die Naturschauplätze wett! Nur ca. 40 m² groß und voller unterschiedlicher Sedimentgesteine war diese Insel wirklich ein Paradies... Leuchtendes Plankton, sternklare Nächte, eine Landschaft wie eine mit Farbe angemalte Alpenminiatur und eine tiefenentspannte Atmosphäre (was wohl auch ein bisschen am Haschisch liegt ☺). Die Insel nennt man auch gerne mal

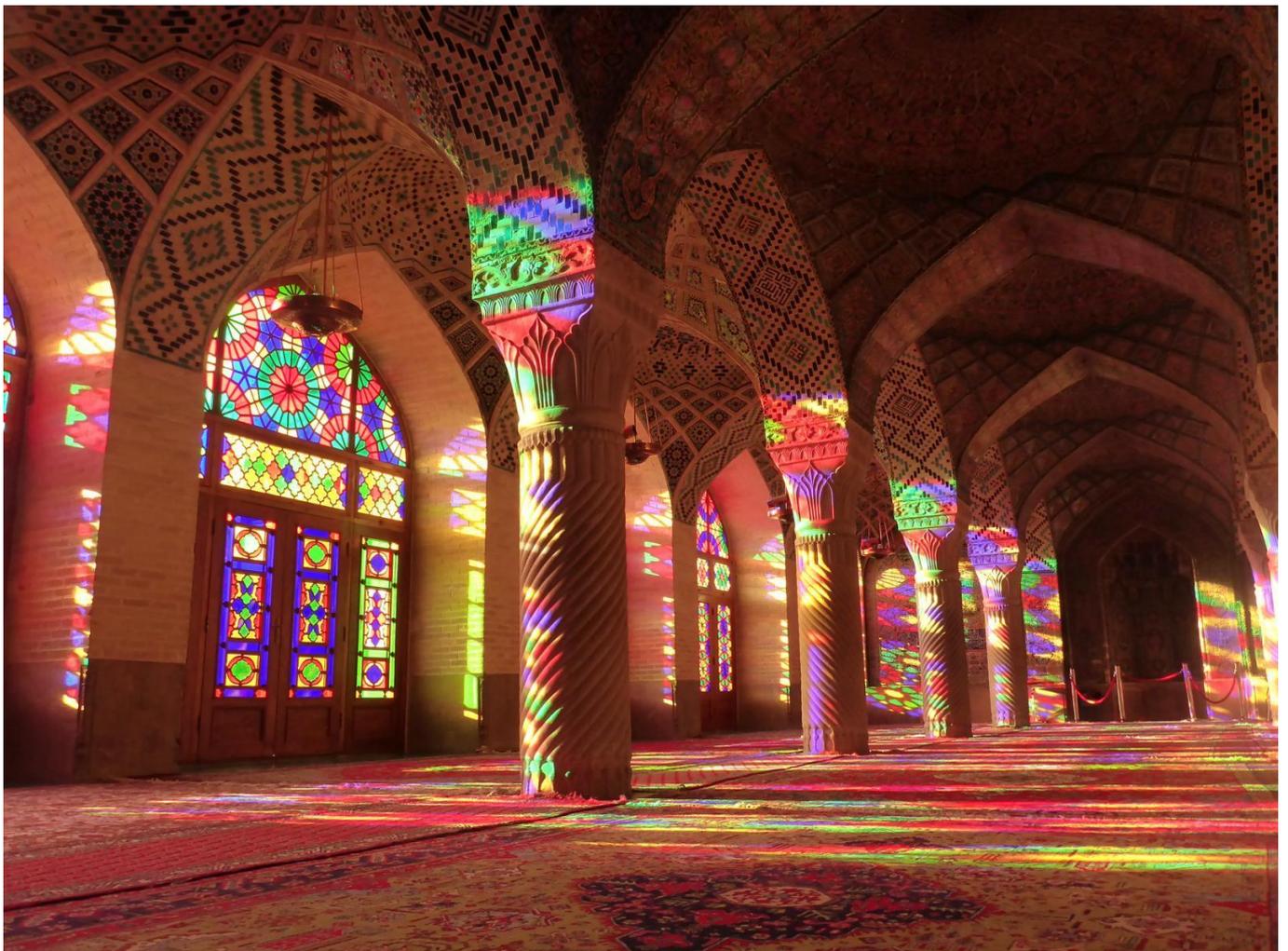


Hippie-Island. Das liegt zum einen daran, dass es wirklich richtige iranische Hippies dort gibt, die z.B. in Höhlen wohnen und Mandalas aus Gesteismehl malen. Zum anderen an der fehlenden Kontrolle von Seiten des Gesetzes. So ist die Insel vor allem auch wegen der Drogen und Partys bekannt und Frauen dürfen hier auch mal im Meer schwimmen gehen (was ja sonst auch verboten ist). Wir verbrachten mit tollen Menschen 4 Tage auf der Insel, wobei wir auch viel draußen am Strand übernachteten und Fisch und Krebse fingen, um sie am Lagerfeuer zuzubereiten!

Nach diesem Traumort reiste ich nach Kerman. Wieder eine Wüstenstadt, in dessen nahegelegener Wüste Dascht-e Lut einst mit 78,2 °C die heißeste Temperatur der Welt gemessen wurde. Aufgrund meiner Bekanntschaften in Hormoz hatte ich schon einen Kontakt in Kerman. Das stellte sich als echter Glücksgriff heraus, da mit dem Pärchen, welches mit mir die nächsten 3 Tage verbrachte, wirklich die Chemie stimmte. So übernachteten wir während einem tollen Sternschnuppenregen in der sternklaren Wüste mit Kebab und Wasserpfeife und verbrachten auch sonst viel Zeit mit Reden und Tee trinken. Wie viele andere Menschen auf dieser Reise habe ich die Beiden in mein Herz geschlossen, vor allem weil sie zu den Iranern gehören, welche durch das Regime sehr eingeschränkt sind.

Die letzten Tage in Teheran vor dem Abflug waren noch gefüllt mit Museen, bummeln, Revue passieren lassen und Zeit mit anderen Reisenden und Einheimischen verbringen. U.a. mit Tine und Tommy aus Freiburg, die gerade mit ihren Fahrrädern nach Peking fahren und mit denen ich mich sehr gut verstanden habe. Auch mit Koohya, einem Mitarbeiter des Hostels, den ich am vorletzten Abend noch nageln und einen Ohrring verpassen konnte, hatte ich eine coole Zeit.

Zusammenfassend lässt sich sagen: "Die gefährlichste Weltanschauung ist die Weltanschauung derer, die die Welt nie angeschaut haben." Wie oft ich mir vor meiner Reise anhören musste, dass der Iran ja ein ganz gefährliches Pflaster sei. Der Iran war unter allen mir bekannten Ländern bisher das Land, wo ich mich am sichersten gefühlt habe – ehrlich! Der Iran war für mich als Handwerker ein Augenschmaus und ich habe mich wirklich sehr in den Kuppelbau, die Feinheit und die persischen Symmetrien verliebt!



Es gäbe noch ungefähr 200 Seiten voller Erlebnisse und Geschichten zu erzählen, aber bevor ich das erzähle, fahrt doch einfach selbst mal in diese Länder – die Flüge stehen günstig!

Japan

Japan ist berühmt für seine Holzbauten, Tempelanlagen und vor allem für sehr gutes Handwerkszeug. Als ich auf Tippelei ging, war das Ziel Japan zu besuchen und dort auch zu arbeiten fast selbstverständlich, aber nicht so leicht zu erreichen.

Mein Reisekamerad Valentin Bucher und ich konnten im Vorfeld keine Kontakte zu japanischen Handwerkern knüpfen.

Also Japan auf gut Glück!



23.11.2017 Donnerstag.

Von Genf nach Tokyo ging alles schnell – dann standen wir in Tokyo und waren überrascht vom ersten Eindruck: leer, klein und leise. Eine 40 Millionen Metropolregion hatte ich mir laut und hektisch vorgestellt. Keine zwei Gehminuten vom Tokyo Sky Tree, mit seiner U-Bahn-Station und Einkaufsmall, waren wir im Wohngebiet alleine auf der Straße und es war sehr ruhig. Wir standen in Sumida-ku, direkt neben dem angesagten Viertel Asakusa. Die Wohnhäuser, die uns im Schatten des Sky Trees umgaben, sind sehr klein und fast immer freistehend und selten höher als zwei Stockwerke. So sieht es meistens aus abseits der Einkaufsstrassen und Hochhausvierteln. Das ist ein Kontrast, mit super groß, hoch und voll zu sehr klein und beschaulich, den wir so nicht erwartet haben und von denen es so viele in Japan gibt.

Bei der deutschen Botschaft wurden wir herzlich empfangen und unterstützt. Noch hatten wir keine Kontakte, um Arbeit zu finden. Der Botschafter Hans Carl von Werthern empfahl uns an eine Reihe von Architekten und versicherte uns bei Schwierigkeiten die Hilfe seiner Mitarbeiter. Daraufhin besuchten wir alle Adressen und die deutschen Institutionen in Tokyo. Natürlich verbanden wir das mit der Besichtigung Tokyos.

Überall wo wir auftauchten, wurden wir überrascht, aber herzlich begrüßt und es gab niemanden der nicht versuchte uns zu helfen. Mit jedem Tag trafen wir auf mehr Leute, die schon von uns gehört hatten. Die besondere Schwierigkeit war es jemanden auf dem Bau zu finden, der Englisch spricht – wie bei uns auch – und auch noch spontan genug uns, so bald wie möglich, aufzunehmen. Langsam kribbelte es aber, der Kies wurde knapper. Darum wollten wir raus aus dem Hostel, in dem wir seit unserer Ankunft wohnten.

Bei der deutschen evangelischen Gemeinde konnten wir eine Nacht unterkommen. Zu einem befreundeten Bibelcamp haben wir Kontakt aufgenommen. Auf dem Weihnachtsbasar der Gemeinde haben wir viele neue Leute kennengelernt. Vor allem Karen, eine Deutsche, die seit Jahren in Japan lebt und dort für den TÜV arbeitet, hat uns für die nächsten Tage in ihrer kleinen, typisch japanischen, Wohnung aufgenommen. Sie hat uns unglaublich viel über Japan, die Japaner, die Kultur und die Macken der Einwohner erklärt. Und dann haben wir mit ihr endlich mal verstanden, was genau wir da eigentlich zu Essen bestellt haben. Mit Karens Fachkunde und Humor haben wir uns dann auf Kuriositäten der japanischen Küche eingelassen. Kugelfisch haben wir nicht gegessen, aber rohen Fisch und rohes Fleisch in allen Variationen, Fischhoden in Teig frittiert, Fischchen am Stück lebendig vor unseren Augen frittiert und fermentierte Bohnen, um nur ein paar Höhepunkte zu nennen. Meistens gibt es in Japan Eintöpfe und Nudelsuppen. Alles recht lecker, wenn man sich mal an diese Algen gewöhnt hat.



Dann ging es über Kofu nach Karuizawa, wo wir, beim ersten richtigen Schnee, im Bibelcamp von Familie Stocks aufgenommen wurden und einen Windfang bei der Kirche sanierten und des Weiteren einen Carport bauten. Bei guter Verpflegung und Unterbringung in einem eigenen Ferienhaus inkl. drei Zimmern, Küche und Bad für uns alleine. Es war perfekt für uns, dass wir nicht auf der Straße standen und nach der Großstadt tat es uns gut, abgelegen im Wald zu sein und zu arbeiten.

Überraschend kam dann eine Mail, dass ein Krauter in Japan nachfragte, wann wieder Gesellen nach Japan kämen. Ein Rechtschaffender Fremder, den ich im Sommer wegen Japan angeschnackt hatte, hat mir diese E-Mail weitergeleitet. Danke Kamerad Andreas Esser!

Kazutoschi Miyautchi hatte 2010 schon Kamerad Esser aufgenommen und arbeiten lassen. Als junger Mann war Mr. Miyautchi ein Jahr durch Kanada gereist, daher war sein Englisch sehr gut. Mit Mitte 20 fing er eine Lehre als Möbeltischler an und machte später als Zimmerer im Holzbau weiter. Jetzt ist er Anfang 50 und hat eine kleine exklusive Zimmerei. Weil in Japan Handwerker so rar sind, wie bei uns, hat er im Moment keine festangestellten Mitarbeiter. Sein langjähriger Mitarbeiter Mr. Furia, der inzwischen in Kanada lebt und arbeitet, hat für drei Monate mitgearbeitet.

Also reisten wir dort am 24.12. pünktlich an Heiligabend zu. Weihnachten wird in Japan eigentlich nicht gefeiert, auch wenn Japaner Weihnachtsdekoration und -musik lieben. Die läuft bis kurz vor Silvester im Radio und in allen Geschäften.

Am 30.12. hatte Mr. Miyauchi zum Motschifest eingeladen. Dabei wird Reis in halbhohlen Baumstämmen zu einem klebrigen Motschi Brei geschlagen. Eingeladen waren ein ganzer Haufen Handwerker und mit jedem Bier oder Sake setzten wir uns weiter über Sprachbarrieren und Kulturelle Hürden weg. Wir erklärten unsere Bräuche auf Wanderschaft, schallerten beim Motschi schlagen Gesellenlieder. Nebenbei erfuhren wir über die japanischen Zimmermannsbräuche und ihre Arbeitskleidung, außerdem diskutierten wir mit einem Tempelbauer die Schwierigkeit geschwungener Dächer.



Das Silvester- bzw. Neujahrsfest war sehr ruhig, da es in Japan kein Feuerwerk gibt. Es ist ein besinnliches Familienfest. An Tempeln und Schreinen hört man Glockengeläut. Aber an den Schreinen ist an den ersten Tagen im neuen Jahr viel los. Es finden sich haufenweise Fress- und Glücksbringerbuden und in einer mehrere hundert Leute langen Schlange rücken die Gläubigen langsam zum kurzen Gebet am Schrein vor. Der Neujahrstürschmuck vom letzten Jahr wird in großen Feuern verbrannt. In den ersten Tagen des neuen Jahres werden traditionell insgesamt sechs Schreine besucht. Wir haben aber nur einen davon besucht und sind lieber zum Snowboarden gegangen. Valentin hat schon vor Tippelei Kurse gegeben und so konnte auch ich, der ich zum ersten Mal auf dem Brett stand, nach einer Weile schon mehr rutschen als sitzen.

Zurück zur Arbeit:

Erster Weihnachtsfeiertag um 5.30 Uhr frühstücken und los zur Baustelle.



Ein traditionelles japanisches Haus: Sehr schön und schade, dass wir erst jetzt dazu gestoßen sind. Der Rohbau war fertig, die Wände zu und das Dach drauf. Wir haben uns zum Großteil mit der Fassade befasst. Stülpschalung und die Unterkonstruktion für den Verputzer das waren unsere Aufgaben.

Die Unterschiede und Ähnlichkeiten der japanischen und deutschen Zimmererkunst konnten wir aber trotzdem in den vier Wochen erkunden, in denen wir dort gearbeitet haben. In den Pausen und an den Abenden haben wir oft

und lange verschiedene Details erklärt und verglichen. Dabei halfen schnelle Skizzen, die japanischen und das eine deutsche Lehrbuch, das Miyautchi von einer Deutschlandreise mitgebracht hatte.

Die Konstruktion japanischer Häuser erscheint schlicht, ist aber anspruchsvoll: Die japanische Art von Fachwerk, hat recht viele Pfosten, kommt aber ohne Streben aus. In die Gefache kommen Bambusgitter, die dann mit immer feinerem Lehm/Stroh-Gemisch verputzt und von Außen mit Dämmung versehen werden, um den modernen Anforderungen gerecht zu werden. Im Hauptdach spannen traditionell, natürlich im Bogen gewachsene Baumstämme, von einer Längswand zur Anderen. Zwar geschält und

gehobelt, aber nicht vierkantig geschlagen, sind sie heute ein Detail das gerne sichtbar gelassen wird. Darauf stehen kurze Pfosten, auf denen die Pfetten in kurzen Abständen liegen, wegen den dünnen Sparren.

Die Stöße und Ecken sind mit den berühmten, komplizierten Holzverbindungen ausgeführt. Ansonsten wird alles verzapft und statt die Zapfen mit Holznägeln zu sichern, werden sie mit Keilen gekontert.

Ganz wichtig ist das Rastermaß. Aufgrund der „Normgröße“ der Tatamimatten (Reisstrohmatten) die als Bodenbelag in den Räumen ausgelegt werden und die immer die Maße 91 auf 182cm haben, werden alle Haupträume so geplant, dass man mit ganzen Tatamimatten arbeiten kann, ohne auch nur eine schneiden zu müssen. Aber auch fast alle Plattenwerkstoffe haben diese Maße: 91/182. Selbst in modernen Häusern und Wohnungen wird ein Tatamizimmer als Zeremonie-, Wohn- und Gästezimmer eingerichtet.

Das japanische Klima mit 40°C im Sommer, an die 100 prozentige Luftfeuchte und den sehr trockenen Wintern, stellt sicher auch vor bauphysikalische Herausforderungen, die wir nicht kennen. Dazu kommt das Japan das Land mit den meisten Erdbeben ist. Was zur Folge hat das Holzwerke dem Mauerwerk meist vorgezogen werden.

Die Arbeit und das Material sind von sehr hoher Qualität. Bei allem was wir gesehen und gemacht haben, kann ich sagen, dass die Planung und das Durchdenken der Details und Schritte den Japanern sehr wichtig sind. Nur die Effizienz schien Valentin und mir oft zweitrangig.

Wenige bauen in Japan noch Wohnhäuser in diesem traditionellen Stil, weil der Einfluss aus Amerika und Europa viel zu groß ist. Durch den größeren Aufwand und Materialeinsatz können diese Häuser preislich einfach nicht mithalten mit den vorfabrizierten Billighäusern, die allerdings nicht auf 100 sondern nur auf 30 Jahre Bewohnbarkeit ausgelegt sind. Der 2. Weltkrieg und dieser Trend haben zu der Konsequenz geführt, dass ein japanisches Haus im Durchschnitt nur 30 Jahre alt ist.

Das japanische Werkzeug wird seinem Ruf übrigens gerecht, auch wenn die Handkreissägen um Längen nicht mit unseren Maffel-Zimmereimaschinen mithalten können. Wir haben allerdings auch mit Stemmmaschinen und Hobelanlagen gearbeitet, zu denen in Europa nichts Ebenbürtiges zu finden ist. Zu den Handwerkzeugen soll erwähnt sein, dass wenn irgend möglich auf Zug gearbeitet, gesägt, gehobelt, geschnitten, gehackt und sogar wenn Zement von Hand angerührt, wird. Die Werkzeuge sind in ihrem Erscheinungsbild schlicht gehalten. Die Guten sind überragend in Qualität und Verarbeitung, aber auch sehr teuer. Das macht natürlich trotzdem ein schweres Gepäck, vor Allem wenn man unbedingt noch japanische Schleifsteine haben will.

Unser Arbeitskollege Furia und unser Chef Miyauchi haben uns die „richtigen“ Profiwerkzeugläden gezeigt und uns einen der allerletzten Schmiede vorgestellt, der noch handwerklich Sägen hergestellt. Wir wurden auch mit gutem Handwerkszeug beschenkt.

Nach vier Wochen wurde es aber Zeit noch etwas mehr von Japan zu bereisen, bevor wir wieder zurück nach Deutschland reisten. Über Nagano nach Kanazawa, wo wir uns mit Prof. Kusune trafen, dem Ehrenpräsidenten der japanisch-deutschen Gesellschaft Ishikawa/Japan, der deutsch spricht und mehrere Jahre in Deutschland studiert und doziert hat. Den Kontakt zu ihm hatten wir bereits in Tokyo hergestellt. Prof. Kasune hat uns Kiyohide Muto, einen Freund und Architekten, vorgestellt, der alte Häuser restauriert und die beiden haben uns eine Führung durch zwei der Projekte gegeben, die in den letzten



Jahren restauriert wurden. Inklusiv aller Details wie man vorgegangen ist mit Bildern von vorher und während der Renovierungsarbeiten. Danach begleitete er uns zur Schule für traditionelles Handwerk dem „Kanazawa Institute of Traditional Crafts“, stellte uns dem Direktor Dr. Masaru Kitaura vor und übersetzte viel für uns. Die Schule wurde zur Sammlung von „altem“ Fachwissen gegründet, um die Rekonstruktion der Burganlage neben dem legendären „Kenroku-en“-Garten zu ermöglichen. In dieser kostenlosen Abendschule kann man, in Kursen von drei Jahren bei Meistern, Fortbildungen als Zimmerer, Schreiner, Steinmetz, Dachdecker, Spengler usw. machen. Wir durften an einer Unterrichtsstunde für die Zimmerer am Samstagabend teilnehmen: es wurde ein Modellaufriß in Flächenschiftung gemacht wie wir sie auch in der Lehre üben. Spannend war das Verziehen für die geschwungenen Dächer. Der



Zimmerermeister, ein Schüler eines lebenden Nationalschatzes (mit nationalem Ehrentitel ausgezeichnet und mit einer Leibrente versorgt, damit er ohne Existenzsorgen seiner Meisterschaft nachgehen kann) hat uns begeistert erklärt und gezeigt, wie sie schiften. Er war interessiert, wie wir in Deutschland lernen und außerdem überrascht über unseren hohen Wissensstand und das Schiften zu unserer Gesellenausbildung gehört. Wir bekamen ein Lehrbuch, speziell über die Flächenschiftung mit dem geschwungenen Grattdetail, geschenkt, das von besagtem lebendem Denkmal geschrieben

wurde. Natürlich können wir darin kein Wort lesen, aber die Zeichnungen sprechen für sich.

Von Kanazawa sind wir nur noch nach Kyoto gereist: die Stadt ist weltweit berühmt für ihre Tempelanlagen, ihre alten und traditionellen Häuser und dass viele alte Handwerksbetriebe dort angesiedelt sind.

Mein Reisekamerad Valentin, ist mir ein treuer Begleiter gewesen, immer ein kühler Kopf und ein talentierter Zimmerer. Ich glaube, wir sind ein gutes Team. Auf weitere gemeinsame Projekte und Reisen!

Fragt man mich, würde ich sagen, dass das Land mehr als eine Reise wert ist, weil das Handwerk dort mit seiner ganz eigenen Kultur hochinteressant ist. Man wird kein zweites Land mit einem so höflichen und respektvollen Umgang finden und nirgendwo so lange an einer roten Ampel stehen bleiben, obwohl kein Fahrzeug kommt. Ich vermisse jetzt schon die öffentlichen Toiletten, die so ordentlich hinterlassen werden, dass die meisten WG's neidisch sein müssen. Auf der anderen Seite sind in einem so hochtechnisch entwickelten Land immer noch keine Zentralheizungen und vernünftig gedämmte Häuser vorhanden. Dass es möglich ist so viele Traditionen zu leben, bei denen man oft in sehr alten Denkweisen gefangen ist und zeitgleich zu den modernsten Ländern der Welt zu gehören, wird mich noch eine ganze Weile wundern.



Das Leben auf der Walz eines Stukkateur und Gipsergesellen

Auf der Suche nach fixer Schanigelei ohne Holzwürmer verschlug es mich in den sonnigen Süden des deutschsprachigen Raums. Der Kies wurde langsam knapp und die Hände sahen viel zu gepflegt aus für einen Mann meines Standes. Bestes Sommerwetter Ende Juli oder besser gesagt brütende Hitze machen in der Kluft jeden Schritt zum Kampf mit seinem inneren Schweinehund.

In der wunderschönen Schweiz angelangt, reiste ich in verklärt romantischer Manier mit Kamerad Fabian Goeth durch die Berge. Wir kehrten bei Bauern ein und schliefen im Stroh auf dem Heuboden. Schließlich reisten wir auf unserer Bude in Hittnau zu. Full-House auf 8 m². Wir waren zwischenzeitlich zu viert in unserem „Wohnzimmer“.

Gut, dass es unten noch die Stube von unserem ehrwürdigen Vattern Urs gibt, bei dem man vorzüglich Speisen und auch den ein oder anderen zünftigen Stiefel leeren kann. Nach Feierabend gingen wir Gesellen zusammen Bouldern oder an den Pfäffikersee zum Baden oder Angeln. Ich klapperte eine Woche lang Gipserbetriebe ab, ohne jedoch wirklich etwas zu erreichen. Die anderen Gesellen standen alle in Schanigelei und Arbeit gab es überall zu Hauf. Wann denn endlich auch für mich.... Langsam stellte sich Frust ein. Ein Glück, dass es die traditionsbewussten Schweizer Gemeinden gibt, die uns reisenden Handwerkern eine kleine Reiseunterstützung gewähren. Die Preise in der Schweiz sind nämlich gewöhnungsbedürftig (nicht teuer!), wenn man als Deutscher „Normalverdiener“ durch das hoheitliche Gebiet unserer eidgenössischen Nachbarn reist. (1 Döner fast 10 EURO!!)

Lichtblick

Ein einheimischer Rechtschaffender vermittelte mir Kontakt zu einem Bauherrn. Er nahm sich extra Zeit für mich und schenkte mir sogar noch Z'Mittag aus. Brummt 10 kalte Winter! Fixer Typ.

Der Bauherr und Fast-alles-Selbermacher führte mich durch sein Reich. Ein fixes Restaurant bei Zürich. Das 120 Jahre alte Gebäude steht unter eidgenössischem Ortsschutz und wird zur Aufnahme als Schutzobjekt von regionaler Bedeutung durch die Denkmalpflege des Kantons Zürich geprüft.



Uii. Viel zu tun dachte ich mir.

Die bereits montierten Lehmbauplatten sollten verputzt werden und zwar von Hand. Mit selbstgemachter Baustellen-Mischung. Mein Vorschlag ein paar BigBags zu organisieren und eine Maschine zu nutzen, wurde kategorisch abgelehnt.

Ok, dann halt Old-School. Kunde ist König.

Wir fahren also ins Kieswerk und kaufen ne Fuhre Sand und nehmen noch Ton mit. Das ganze Material in den 2. Stock hieven und dort erst einmal den Ton in faustgroße Brocken zerkleinern und mauken. Nach ein paar Tagen rührten wir den Ton durch, mit einem Rührwerk, das so heiß wurde, dass Sven immer einen gewässerten Lappen drauflegte, um es wieder runter zu kühlen. Es entstand eine Ton-Schlämme. Wir gaben noch Sand hinzu und siehe da, das Material war fertig. War doch ganz einfach...

Der Lehm war wirklich von sehr guter Konsistenz und wies so gut wie keine Schwundrisse auf. Da muss ich wirklich den langen Atem von Sven loben, der in vielen Versuchen, das optimale Mischungsverhältnis suchte.

Dass die Lehm-Platten noch mit Jute-Armierungsgewebe zwecks Rissüberbrückung versehen wurden, erwähne ich hier am Rande auch noch einmal für die Brennholz-Experten.

Das Prunkstück des Gebäudes, der Saal im 1. OG mit Fischgrätparkett, hüfthohem Holztäfer, getäferten Fensternischen, gemalter Abschlussbordüre und Stuckdecke. Durch jahrelange Vernachlässigung entstand ein massiver Wasserschaden und ein 2,5 m² großes Loch in der Stuckdecke. Auch ein Teil der Balkenlage war schon morsch. Sie wurde durch einen Hilfs-Zimmerer bzw. Dachdecker abgefangen und aufgedoppelt.

Der Plan des Bauherrn sah vor das Loch mal eben mit „Sauerkrautplatten“ zu schließen und dann irgendeinen Mist aus dem Sack drüber zu schmieren. „So nicht! Den Scheiß kann er selber machen...Dafür bin ich nicht auf Tippelei gegangen“, dachte ich mir, sagte aber nichts dergleichen und wirkte subversiv zusammen mit der Innenarchitektin Ursula über Tage auf den Bauherrn ein, der historischen Bausubstanz auch eine gewisse Würdigung zukommen zu lassen.



So, erstmal gucken was wir hier haben...

Bestands- und Schadensanalyse:

Eine Lattung mit „Gipsperlättli“ ca. 2,5 cm breit, 1 cm hoch, aufgenagelt, ungefähr mittig auf die Balkenlage. Abstand zwischen den Lättli ca. 2 cm. Ein von oben aufgebracht Kalk-Sand-Strohgemisch,

eine sogenannte Bockshaut bildeten also den Deckenaufbau. Auch der Putz an der Wand wies Hohlstellen und Wasserflecken auf. Größtes Korn ca. 4 mm, gute Sieblinie, ausreichend Bindemittel, Kalk-Stroh-Anteil ausgewogen, ist selten, aber nix zu meckern. Die Decke und die Wände wurden mit Gips geglättet und als Schlussbeschichtung einem Ölfarbenanstrich versehen. Farbton nach RAL: Popelgrün.

Ans Werk

In den Randbereichen der Schadstelle war die Decke abgesackt und musste mit Edelstahlschrauben gesichert werden. Randsicherung zusätzlich an den Flanken mit vergüteter Gipsspachtelmasse. Ich entfernte vorsichtig einen Teil der Decke mit einem Schnitt durch den Multimaster bis zum nächsten Balken um einen tragfähigen, sauberen Anschluss zu bekommen. Darauf wurden die vorgebohrten Gipserratten mit Edelstahlschrauben befestigt. Die Dielen im 2. OG haben wir rausgenommen, sodass ich von oben die neue Bockshaut einbringen konnte.



Dann verputzte ich am übernächsten Tag die Decke, von der Seite des Saals, nachdem ich das durchhängende Stroh abgekratzt hatte eine Kalksandmilch (Patschuk) auf die Latten strich. Durch dieses Vorgehen werden ein freskales Abbinden und ein exzellenter Verbund der beiden Schichten garantiert.

Einen Teil des Stuckgesimses legte ich beiseite und machte mich alsbald an das akribische Ausarbeiten des Schablonenblechs für die Schablone.

Auf Tippelei muss man oft improvisieren. Ich zog die Profile also auf einem ausrangierten Tisch in 3 Zügen und nicht wie üblich in einem gut eingerichteten Stuckgeschäft auf einmal in 7-8 Meter Länge. Ein Glück, dass ich mein wichtigstes Handwerkzeug meine Lanzetten und Stuckeisen in meinem Charlie dabei hatte...

Die gezogene Stuckleisten aus Alabaster Gips waren von hervorragender Qualität und wurden nach ausreichender Standzeit des Grundputzes mit Gipskleber auf den Grundputz aufgeklebt. Das Anpassen der Stuckleisten an den Bestand gelang fluchtrecht und ohne optische Einbußen. Nachdem ich die Decke geglättet habe und auch die Wand neu verputzt war, nach den hohen Regeln der Stukkateur- und Gipserkunst selbstverständlich durch einen Kellenschnitt voneinander getrennt, war es so als hätte es nie einen Schaden gegeben. Zwischenzeitlich habe ich die Decke abgewaschen und Risskittungen durchgeführt. Ein eher undankbares Geschäft, aber wichtig für den darauf folgenden Anstrich durch eine Malerfirma. Nun erstrahlt der Saal in neuer Pracht.



Ich war circa eineinhalb Jahre später nochmal dort und wollte mir anschauen, ob auch alles hält was ich versprochen hatte und wie es gestrichen aussieht. Es sieht super aus. Keine Risse oder dergleichen zu sehen. Hoffen wir, dass es die nächsten 100 Jahre auch so bleibt. Eine tolle Baustelle, in der ich vieles selber machen musste, von der Organisation bis zur Beratung des Bauherrn.



23.10.2018, e.FVD Dennis Borgardt, heute nach Wanderschaft ein selbständiger Stukkateur

Experimentelle Archäologie in Richiș

Bau eines Onagers (Seiltorsionsgeschütz)

Am 1. April um ein Uhr in der Nacht wurde ich sanft aus dem Schlaf gerissen, weil F.V.D. Simon Kremers und F.V.D. Felix Behrendt fix aus Wien zugereist kamen. Nach einer kurzen Begrüßung wurden alle Gespräche und Planungen für den Onager auf den nahen Morgen verschoben.

Nach intensiven Recherchen und ersten Ideen sollten zuerst Modelle veranschaulichen, welche Bauweise praktikabel ist und wo eventuell Probleme auftauchen könnten.

Nun musste aber erst einmal die Werkstatt aufgeräumt werden, denn der einheimische Freie Vogtländer Christian Rummel sollte vom rumänischen Fernsehen interviewt werden. Grund des Interviews war die Werkstatt selbst, denn früher war sie eine alte Wagnerei. Nachdem die Werkstatt aufgeräumt und das Fernsehen da war, tüftelten nun drei Gesellen an zwei Katapult-Modellen.

Zum Osterfest der evangelischen Siebenbürger Sachsen besuchten wir den deutschsprachigen Gottesdienst in BIRTHÄLM (BIERTAN). Der Gottesdienst fand leider im Gemeindehaus statt, weil die Kirche in der Kirchenburg gerade renoviert wird.

An dieser Kirchenburg, die auch 300 Jahre lang Bischofssitz war, haben schon mehrere Freie Vogtländer schaniegelt bzw. sind gerade am Schaniegeln.

Nachmittags sind wir dann alle zusammen (F.V.D. Simon, F.V.D. Felix, e.F.V.D. Christian, seine Frau, seine Tochter und ich) zu Freunden von Christian gefahren, wo ein Lämmchen geschlachtet und gegrillt wurde.

Zur Fertigstellung der Modelle bedurfte es erster Metallteile, die selbst geschmiedet werden mussten. Wie bei jedem Handwerk sieht das leichter aus als es ist! Und ohne erfahrene Anleitung brauchte es einige Versuche, um die benötigten Teile zu fertigen. Jetzt, da die Holzkonstruktion mit Metallverstärkung für das Modell fertig war und es ans Einfädeln des Seils ging, merkte man schon, dass das später bei dem großen Katapult eine ganz schöne Rennerei werden wird, bis das Seil eingefädelt ist.



Nachdem die Modelle erste Kieselsteine durch den Hof schleuderten, entschieden wir uns für die Dreieckskonstruktion (links auf dem Bild), da bei diesem Modell nicht alle Verbindungspunkte an einer Stelle zusammenlaufen.

Eine Woche nach dem evangelischen Osterfest fand das orthodoxe Osterfest statt. Aus diesem Anlass sind wir mit der Familie Rummel nach Sibiu (Hermannstadt) gefahren. Nachdem wir uns in der Casa Calfelor einquartiert hatten, der Bude für alle reisenden Gesellen mitten in der Stadt, sind wir erst mal losgezogen, um uns die Stadt bei Nacht anzuschauen. Am nächsten Tag ging es dann mit der ganzen Familie Rummel und uns drei Gesellen erst in den Zoo von Sibiu, dann ins Freilichtmuseum Astra, in dem alte Mühlen und Bauernhäuser ausgestellt sind, um abends bei Freunden der Familie im Garten und im Keller zu feiern.

In der folgenden Woche stellten wir fast alle Holzarbeiten fertig, also Rahmen, Prellbock, Abstreben nach hinten und zur Seite sowie Widerlager bei dem Seilpaket, die verhindern, dass das Katapult zusammengezogen wird. Mit der Achse zum Herunterziehen des Wurfarms haben wir begonnen, aber um den Rest fertig stellen zu können, mussten wir erst den nächsten größeren Schrottplatz aufsuchen.

Neben diversen Motoren für Trecker, Autos und LKWs, ganzen und halben Getrieben konnte man auch alles vom Metallregal bis zum Wasserwerfer finden. Nachdem wir unsere benötigten Metallteile gefunden hatten, ging es weiter nach Sighișoara (Schäßburg).



In Schäßburg steht das angebliche Geburtshaus von Vlad III. Drăculea. Nachdem wir durch die Gassen gelaufen sind und es langsam Abend und dann Nacht wurde, beschlossen wir, dass man eine Stadt bei Tage besichtigen kann, aber diese Stadt bei Nacht vielleicht noch ein anderes Gesicht zeigt. Mit unserer Vermutung lagen wir nicht falsch und als wir im Morgengrauen wieder in Richiș ankamen, konnten wir sagen, dass uns Schäßburg alles in allem sehr gut gefallen hat.



Am Montagmorgen starteten die Metallarbeiten. Die vom Schrottplatz mitgebrachten Teile mussten in Form gebracht werden, Hilfsmittel dazu waren: große Flex, Esse mit Hammer und Amboss und diverses selbst geschmiedetes Hilfswerkzeug. Es mussten Nägel geschmiedet werden, um die Metallbänder, welche die Holzkonstruktion verstärken sollten, zu befestigen. Die Metallbänder selbst wollten in Form gebracht werden. Der Spannmechanismus mit Ratsche und der Auslösemechanismus mussten in Einzelteilen geschmiedet und dann zusammengeschweißt werden.

Für uns drei Zimmermänner war das mit viel experimentieren und Recherche im Internet verbunden, da wir Schmiedearbeit nur vom Mittelaltermarkt kannten. F.V.D. Simon befasste sich mit Hammer und Amboss und war am Abend, wenn alles dunkel wurde, nicht von der Esse wegzubekommen. F.V.D. Felix beschäftigte sich intensiv mit der Achse zum Spannen des Wurfarmes und ich habe mit Christian zusammen das Schweißgerät zum Rauchen gebracht. Als die Woche zur Neige ging, hat sich F.V.D. Simon immer mehr über den kleinen Schmiedehammer beschwert, also reifte der Entschluss noch einmal Sibiu zu besuchen, um aus der Casa weiteres Schmiedewerkzeug auszuleihen.

Samstagabend haben wir dann erst einmal Don Titi besucht und uns dann nochmal Sibiu bei Nacht angeschaut. Am nächsten Tag wurden wir gegen 14 Uhr wach und haben uns über die sehr schöne Aussicht bei strahlend blauem Himmel in der Innenstadt von Sibiu gefreut. Da die Herberge in der Mitte von Hermannstadt direkt an der Kirche liegt, konnten wir es uns nicht entgehen lassen, diese auch zu besichtigen. Vom Kirchturm aus konnte man nicht nur ganz Sibiu sehen, sondern auch schon die Karpaten am Horizont mit ihren schneebedeckten Gipfeln erkennen.

Jetzt hieß es Endspurt für das Katapult, denn am Mittwoch mussten wir Richtung Föhr abreisen, das Reisendentreffen stand vor der Tür. Mit größerem Hammer fiel das Schmieden auch etwas leichter. Die Metallbänder wurden angebracht und festgenagelt, zumindest da, wo man sie zum Transport nicht wieder

abmachen musste. Am Dienstag wurden wir von leichtem Regen geweckt. Letzte Arbeiten am Katapult wurden erledigt, um es dann am Nachmittag auseinander zu nehmen und auf einer Wiese außerhalb des Dorfes wieder zusammen zu bauen. Der Aufbau des Gerüsts war in fünf Minuten erledigt, das Einfädeln des Seils allerdings dauerte 20 Minuten. Beim Spannen des Seilpaketes war klein anfangen die Devise, und so schoss das Katapult im ersten Versuch nach Herunterziehen des Armes nicht mal einen halben Meter weit. Also mehr Spannung auf das Seilpaket bringen und noch mal versuchen. Leider hielt unsere Metallstange dem Druck nicht stand und verbog sich nach innen und auch das Seil riss an den Enden wo es am meisten gespannt war und an den Kanten befestigt wurde. Das war das Ende für diesen Abend und wir konnten auch nichts mehr reparieren, weil wir am nächsten Morgen nach Deutschland zurück reisen mussten.

Als Zwischenfazit bleibt festzuhalten, dass der Arm leichter werden muss und die Metallstangen verstärkt werden müssen, um höheren Belastungen stand zu halten.

Zwei Wochen später zurück in Richiș ging es für mich und F.V.D. Patrick Smietana, der mich für den zweiten Anlauf begleitet hat, an die Änderungsarbeiten am Katapult. In einer Woche haben wir die Tonsoren verstärkt und auch einen leichteren Wurfarm gefunden. Dann ging es für uns an die Seileinfädelei. Nach einigem hin und her war das Seil eingefädelt und die ersten Versuche konnten beginnen. Anfangs noch vorsichtig, da ich noch den letzten Versuch im Gedächtnis hatte, aber dann mit mehr Kraft und Einsatz. Am Ende haben wir dann brennende und nicht brennende Geschosse quer durch den Hof der Werkstatt geschossen.



Als Fazit bleibt nur noch zu sagen, dass Rumänien auf alle Fälle eine Reise wert ist und man auf seiner Tipplei auch ungewöhnliche Projekte angehen und genießen sollte.

F.V.D. Robert Augart

Islamische Republik Pakistan

Ein Land, das in Korruption versinkt.

Klima:	Im Süden tropisch-feuchtes Seeklima; im Norden Kontinentalklima mit kühlem Winter und heißem Sommer; Monsunzeit im Juli und August
Lage:	Pakistan grenzt im Westen an Iran und Afghanistan, im Norden an China, im Osten an Indien. Im Süden hat es eine dünn besiedelte Küste zum Arabischen Meer
Landesfläche:	rund 800.000 qkm (rund zweimal so groß wie Deutschland)
Hauptstadt:	Islamabad, letzte Volkszählung 1998: 799.000 Einwohner, mittlerweile über 1 Mio. Einwohner (Nachbarstadt Rawalpindi: 2 Mio.)
Bevölkerung:	zwischen 165 und 185 Mio.
Landessprachen:	Urdu (offizielle Landessprache), daneben auch Englisch als landesweit gebrauchte Sprache des öffentlichen Lebens. Die wichtigsten Regionalsprachen sind Punjabi, Sindhi, Paschtu, Seraiki, Baluchi.
Religionen / Kirchen:	Islam ist Staatsreligion (96% der Bevölkerung, in der Mehrzahl Sunniten, zwischen 15 u. 20 % Schiiten). Die Ahmadis sind eine vom offiziellen Islam ausgegrenzte muslimische Religionsgemeinschaft mit ca. 1 Mio. Mitgliedern. Neben ca. 3 Mio. Hindus leben geschätzte 2,8 Mio. Christen in Pakistan, daneben Parsen, Sikhs, Buddhisten, Baha'i.
Unabhängigkeit:	1947
Regierungsform:	Parlamentarische Demokratie mit Zweikammersystem
Staatsoberhaupt:	Asif Ali Zardari

Grüßt euch Gesellen.

Auf meiner traditionellen Wanderschaft ist in mir der Gedanke gekeimt, mein handwerkliches Geschick und das Reisen vielleicht auch mal für caritative Zwecke einzusetzen.

Leider habe ich nicht viel Gutes über Hilfsorganisationen gehört und sogar über einige Erfahrungsberichte anderer Gesellen, richtig schlechte Sachen.

Wie es der Zufall wollte, bin ich schietendick, mit einem Kuhkopp auf einem Festival genau über dieses Thema ins Gespräch gekommen. Er erzählte mir von den Grünhelmen und das er nur Gutes über diese gehört habe. Mein Interesse war geweckt und ich füllte bei nächster Gelegenheit den Bewerbungsbogen aus.

Ab da ging alles ganz schnell. Zum eigentlich Bewerbungsgespräch konnte ich wegen meines Bannkreises nicht zu reisen, aber zum Glück wohnte der Projektkoordinator der Grünhelme in Berlin. Das Gespräch verlief zünftig am Alexanderplatz bei ein, zwei kühlen Bierchen.

Eigentlich hatte ich damit gerechnet für die Grünhelme nach Afrika zu gehen, aber durch die aktuelle Lage in Pakistan, wurde kurzfristig ein neues Projekt gestartet, wo dringend Freiwillige gebraucht wurden.

Eine Woche Bedenkzeit, ein Ja meinerseits und eine weitere Woche später ging es, leicht angeschlagen von der CCEG-Hauptversammlung, montags via Frankfurt nach Pakistan.

Das Projekt:

Im August 2010 gab es eine Flutkatastrophe, die weite Teile Pakistans überflutete. Im Land selber gingen die Gerüchte um, dass die Regierung (eine der korruptesten der Welt) mit Absicht die Dämme so gesprengt hätte, dass die großen reichen Städte verschont blieben und das Wasser so über die Felder der armen Bevölkerung abfließe.

Die Notfallpläne der Engländer, die das Bewässerungssystem mit den Dämmen größtenteils zu ihrer Besatzungszeit errichtet hatten, sahen auf jeden Fall andere Sprengungen vor.

Wie dem auch sei, Fakt ist, dass teilweise ein Gebiet von 60km Breite nahezu komplett überflutet wurde und dass es überwiegend arme Bauern (ca. 2 Millionen) getroffen hat.

Der Grünhelm Nedim Goletic reiste zwei Monate vor mir nach Pakistan, um das ganze Projekt zu starten. Der Anfang muss ein ziemlich schwieriges Unterfangen gewesen sein, da zu dieser Zeit die meisten Menschen eher Lebensmittel brauchten und an Häuser, wegen der langsam abfließenden Flut, nicht zu denken war.

So organisierte er erst mal Lebensmittel, Zelte und sogar eine Zeltschule für die Flüchtlingscamps.

Nun lag es an ihm, die Menschen dazu zu bewegen, aus ihren Flüchtlingslagern in den Städten zurück in ihre Dörfer zu kommen.

Kein leichtes Unterfangen, da es für alle ein besseres und vor allem leichteres Leben in den Flüchtlingslagern war, als in ihren Dörfern. Hier bekamen sie Essen, Trinkwasser und sogar teilweise Futter für ihr Vieh, ohne dafür arbeiten zu müssen. Die Zelte waren zwar nicht der Hit, aber viele haben vorher auch nur in einfachen Strohhütten gelebt.

Hier haben meiner Meinung nach einige Hilfsorganisationen versagt. Sie hätten ab einem gewissen Zeitpunkt, die Menschen wieder zurück in ihre Dörfer schicken müssen, anstatt sie immer weiter zu versorgen. Als ich dort war, wurden noch teilweise neue Camps, völlig ohne Sinn und Zweck aufgebaut und nach kurzer Zeit wieder abgebaut. Wahrscheinlich nur um die eingenommenen Spendengelder ausgeben zu können.

Aber das ist eine andere Geschichte.

Ein weiterer Grund für viele Menschen nicht in ihrer Dörfer zurück zu kehren, sind die von den Engländern eingesetzten sogenannten Landlords, die auch nach dem Abzug 1947 weiter ihr Land behielten und nun die Bauern wie Leibeigene für sich arbeiten lassen. Die Menschen auf ihrem Land sind ihrer Willkür schutzlos ausgesetzt. Sie dürfen auf seinem Grund ein Dorf errichten und seine Felder bestellen. Dafür müssen sie die Hälfte der Ernte abgeben, nur zur Erinnerung bei uns war es der Zehnt im

Mittelalter. Tja und wenn es dem Herrn nicht gefällt, wie die Bauern arbeiten, werden sie einfach aus ihren Häusern vertrieben, wenn nötig auch mit Gewalt. Nur wenige Bauern besitzen eigenes Land.



Nedim Goletic fand ein Dorf mit einem "guten" Landlord, der mit uns einige Verträge abschloss, die von öffentlichen Einrichtungen abgesegnet wurden. Das erste Problem bestand nun darin, alle Dorfbewohner, aus den Lagern zurück ins Dorf zu bekommen. Drei Tage nach dem ich eingetroffen war, waren tatsächlich alle Dorfbewohner zurückgekehrt. Außerdem waren sechs Fundament gegossen und an zwei Häusern wurde angefangen zu Mauern. Nach anderthalb Wochen Einarbeitung, sind die anderen beiden Grünhelme zurück nach Deutschland und ich war allein.

Meine Aufgabe bestand darin die Bauarbeiten zu koordinieren, Material zu besorgen, zu kalkulieren, Essen für die Dorfbewohner zu organisieren und das Kassenbuch zu führen.

Da nur einer der Dorfbewohner gebrochen Englisch sprechen konnte, hatte ich einen Dolmetscher an meiner Seite.

Ich habe sechs Maurer fest eingestellt, die Lohn von umgerechnet ungefähr 6,00 Euro in der Woche bekamen.

Diesen wurden jeweils fünf Dorfbewohner zugeteilt.

Nun haben wir, die Maurer und ich, den Dorfbewohnern die einzelnen Arbeitsschritte erklärt und beigebracht.

Der Speis wurde auf dem Boden gemischt. Eine weitere Aufgabe bestand darin, ständig zu überwachen, dass sie auch die richtige Mischung anfertigten.

Die andern haben entweder Steine und Speis getragen und angereicht oder neue Mischungen vorbereitet. Wasser kam dafür aus einer von uns angeschafften elektrischen Wasserpumpe. Allerdings fiel regelmäßig der Strom aus, sodass teilweise Wasser von weit her getragen werden musste.

Das ganze kam mir manchmal so vor, als wenn ich eine Firma mit sechs mittelmäßigen Gesellen und 40 Lehrlingen, am Laufen halten musste. Die Maurer waren zwar ganz gut, konnten aber teilweise gar nicht und meistens schlecht Zahlenlesen (Bandmaß), geschweige denn rechnen oder den rechten Winkel benutzen. Es war dann schon teilweise mühselig, ihnen das wieder und wieder zu erklären und so hab ich die meisten Schnurgerüste für die Fundamente selbst bzw. in Zusammenarbeit mit zwei bis drei Dorfleuten gemacht. Auch das Einschalen war nicht so ihr Ding, da sie nicht so das Auge für Dellen und



Beulen hatten.

Ich hab mich dann mit dem zuständigen Maurer, auf einen Mittelweg, aus meiner und seiner Bauweise geeinigt. :)

Die Türen und Fenster waren aus Holz und leider unter aller Sau. Die Türblätter haben sofort nach dem Einbau durchgehungen und so mussten noch Verstrebungen auf der Rückseite der Türen angebracht werden. Was allerdings nach kurzer Anweisung von den Dörflern selbst gemacht wurde.

Das Dach (Flachdach) bestand aus Stahlträgern, auf die gebrannte Lehmziegel aufgelegt wurden, auf diese kam ein Lehm-Stroh-Gemisch.

Zum Schluss, wurden noch so eine Art Fließestrich, als fertiger Boden, aufgetragen und die Wände mit Mörtel verputzt. Bei dieser Arbeit stellte sich heraus, dass die Maurer mit den primitivsten Mitteln, richtig geile Böden bzw. Wände (glatt und grade) hinbekamen. Da war ich schon beeindruckt.

So haben wir in vier Dörfern gleichzeitig gearbeitet und nach meinen vier Monaten Aufenthalt waren alle vier Dörfer, mit 25 Häusern, fertig.

Ein Haus hatte die Masse von 24 Fuß auf 13 Fuß (ca. 7m auf 4m) und eine Höhe von 3m, zwei Räume mit je einem Fenster und einer Tür nach außen.

Außerdem wurden nachher noch Veranden, als Vorbau dran gesetzt. Diese dienen immer als Küche und im Sommer wegen der Hitze, auch als Schlafplatz.

Es hatte drei gemauerte Säulen mit Stahlbetonkern (wegen Erdbeben), zwei Stahlträger als Fußpfette und Bambus als Sparren. Auf die Sparren wurden gebundene Strohmatte gelegt, darauf Stroh verteilt und zum Schluss wieder ein Lehm-Stroh-Gemisch.



Am meisten hat mich gefreut, dass in den letzteren Dörfern die Menschen alle Handgriffe kannten und ohne große Anleitung alles selbst herstellen konnten. Ich musste nur noch die Abläufe koordinieren, der Rest ging von alleine.

Grade die Jüngeren haben sich viel bei den Maurern abgeschaut und teilweise viel dazu gelernt. Ich denke, sie können sich in Zukunft vllt. auf dem Bau etwas dazu verdienen und vllt. sogar selber mal als Maurer arbeiten. Als kleinen Anschlag haben wir einige von ihnen später bei neuen Projekten als Hilfsarbeiter fest eingestellt. Das hat mich am meisten gefreut.



Die Beschaffung der Baumaterialien war auch nicht immer so einfach. Ständig mussten die Preise neu verhandelt werden oder die Qualität hat sich plötzlich verändert, so dass neue Lieferanten besorgt werden mussten. Einmal waren die Dachziegel alle und ich musste aus einer 80 km entfernten Stadt neue Ziegel ordern. Dazu musste erst mal eine Ziegelbrennerei mit ausreichend guter Qualität gefunden werden und ein Transport organisiert werden. Da die Straße schlecht und teilweise von der Flut zerstört war, war

dies ein ziemlich kompliziertes Unterfangen.

Aber am Ende hat alles gepasst und ich konnte eine Menge lernen. Natürlich war Handwerklich nicht viel Neues drin, aber ich konnte mein Wissen an die Menschen vor Ort weiter geben. Und durch die mir

übertragene Verantwortung als einziger Grünhelm hab ich doch eine ganze Menge gelernt. Ich kann nur jedem empfehlen einen solchen Einsatz zu machen.

Pakistan ist ein geschundenes Land, aber dennoch sind mir alle Menschen herzlich entgegen gekommen und ich habe mich nie unsicher gefühlt. Somit habe ich ein weiteres Mal meinen Horizont erweitert. Die Menschen in Pakistan haben gelernt, dass nicht nur das Nehmen sondern auch das Geben existiert und das allein hat die Reise schon lohnenswert gemacht.

FVD Martin Mikat

Text vom 02.10.2011

Tasmanien & Australien

Sehr spontan und kurzfristig haben FVD Lutz B. und ich beschlossen, dass wir nach Australien wollen. Mit den Tickets in der Tasche besuchten wir noch den Neujahrsempfang auf der Bude Mainz und zwei Tage später ging es über den großen Teich in die Fremde.

Über Dubai mit kurzem Aufenthalt ging es Richtung Perth als Zwischenstopp an die Westküste und endlich nach Melbourne.

Dort angekommen brauchten wir erstmal eine Beiz um etwas zu schmoren. Kamerad Beni und ich beschlossen dann weiter nach Tasmanien zu ziehen und unseren einheimischen Alfred Buchinger zu besuchen. Mit der „**Spirit of Tasmania**“ setzten wir über Nacht rüber.

Um sieben Uhr Ortszeit in Devenport angekommen, mit zu wenig Schlaf, erstmal ein Original australisches Frühstück genossen. Das heißt hier, viele Bohnen, Bacon, Toast und Eier. In Tasmanien konnten wir feststellen, dass das Trampen gut funktioniert. In wenigen Stunden waren wir bei unserem Einheimischen Buchinger der uns gleich zünftig ausgeschenkt und sich riesig gefreut hat.



Wir haben mit Alfred abgemacht dass wir erstmal hier bleiben für Kost und Logis.

Die Scheniegelei auf seinen Hof und in seiner Schreinerei machte sehr viel Spaß. Brennholz machen, Holz rücken, Veluxfenster einbauen, viele Pausen und die Landschaft genießen.

Nach ein paar Tagen Aufenthalt mit vielen eindringlichen Belehrungen über Schlangen und Spinnen, erkundeten wir den umliegenden Dschungel nach Stenzen.

Einmal wollten wir mit Alfred Möbel ausliefern helfen. Die Fahrt nach **Hobart** ging nicht lange, da fing plötzlich der LKW zum Brennen an. Da standen wir auf dem Tassi-Highway nach Hobart. Das Feuer von der Gelenkwelle ging glücklicherweise dann doch von selber aus, doch der LKW war nicht mehr fahrtüchtig.

Unser Kam. Alfred musste sehr lange telefonieren um jemanden zu organisieren der uns abschleppte. In **Lillidayle** kamen wir dann doch irgendwann an und völlig ausgetrocknet wurde erstmal ein „Kaltes“ geschmort.

Alfreds Sohn Benni nahm uns an einem Wochenende mit auf ein Festival „Bender in the Garden“ naja ein Hippie-Fest. Haben das Beste draus gemacht.

Alfred hat uns auch mal das Auto seiner Tochter geliehen um eine Woche die Insel zu erkundigen. Das erste Ziel war the **Bay of Fires** ein sehr schöner Strand an der Ost-Küste Tasmanien's, so zogen wir Tag für Tag von Strand zu Strand von Nationalpark zu Nationalpark(Wineglassbay, Honeymon Bay, Devil Kitchen, Sleppy Bay, Tasman Arch, Blowhole, Mth. Mangana 571 m und Brunny Island). In dieser Woche besichtigten wir noch ein Sägewerk. Der Chef dort war sehr begeistert von uns und zeigte uns die Firma mit größter Freude.

Das Highlight auf diesem kurzen Wochentrip war der Besuch auf einer Baustelle wo gerade Zimmerer ein Haus richteten, ganz nach dem Motto „Stumpf ist Trumpf“.

Nach dieser Woche fingen wir an mit unserem Projekt „Betontreppe“. Nach kurzer Planung mit Alfred und Felli ging es ans Einschalen und Eisenflechten der Wangen.



Die Treppenstufen wurden separat in Formen gegossen und später auf die fertigen Wangen aufgelegt, wie geplant waren wir am Freitag mit dem Projekt fertig.

Nach sechs Wochen Aufenthalt bei Alfred schnürten wir unsere Charly's und nach ein paar Abreischumpen ging es weiter.



Die einheimischen Gesellen dort haben uns immer dringend davon abgeraten per Anhalter in Australien zu trampen. Erstens weil es zu heiß und noch dazu verboten ist. Wir wollten aber einige besondere Orte besuchen und unser Glück versuchen daher mieteten wir für 30 Tage ein Auto. Richtung Norden hoch der Ost-Küste entlang, genossen wir die Landschaft. Wir lernten dann doch einen Tramper kennen den wir auch mitgenommen haben. Er bestätigte, dass das Trampen verboten ist und er auch größte Schwierigkeiten habe mitgenommen zu werden. Unser neuer Bekannter „Lenni“ gab uns seine Heimadresse und hat uns zu sich eingeladen wenn wir in Mackay sein sollten.

Wir verbrachten noch ein paar Tage am Strand, besichtigten **Capricorn Caves** das waren wunderbare Höhlen und viele Aussichtsplätze. Leider regnete es immer, so kam uns die Einladung von Lenni sehr gelegen. Kurzentschlossen fuhren wir mal kurz nach Mackay. Die kurzen Strecken haben in Australien immer eine andere Bedeutung und bedeuten immer mindestens 200 km. Im Osten angekommen wollten wir auch das berühmte Great Barrier Reef sehen. Jedoch zwei große Stürme machten uns einen Strich durch die Rechnung. So blieben wir einige Tage bei Lenni und zogen nach einer Woche weiter Richtung Westen um die großen Farmen und Kohlewerke zu sehen. Beeindruckt durch das weite Land ging es wieder an die Ost-Küste nach Byron Bay zurück. Dort ist auch der bekannte Treffpunkt und Sammelplatz für Rucksackreisende und Wandergesellen. Es überraschte uns daher nicht,

dass uns vier rechtschaffende Zimmerer unseren Weg kreuzten. Wir haben die Schiedis wie es sich gehört zünftig ausgeschenkt und sie waren sich nicht zu schade, mit den „Spinnern“ einen zünftigen Abend zu verbringen.

In Harrington haben wir jemanden kennengelernt (Kluftbonus) der uns gleich in sein Haus eingeladen hat. Dort haben wir seinen maroden Balkon repariert.

Das Fischen gehört zum ruhigen Tagesablauf von Ian und Känguru auf dem Speiseplan war selbstverständlich wie bei uns Schwein. Sehr beeindruckt haben mich die Delfine, die mit den Wellen surften. Ein wunderschönes Naturschauspiel. Eine erlebnisreiche Woche bei unseren Gastgeber Ian. Wir lernten viel von ihm, denn er erklärte vieles über Australien und über die Bewohner dieses Landes. Wir nahmen Abschied bei strömenden Regen und kamen in der Nacht in Sydney an. Dort besuchten wir unseren Freund Marius der als Bierbrauer dort arbeitet. Wir waren dort fast zwei Wochen in **Narellan** seine Gäste.

In Melbourne beendeten wir unsere Australienreise und haben zum letzten Mal angestoßen auf dieses unvorstellbare große Land. Die vielen Menschen die uns offen aufgenommen haben und uns so vieles zeigten. Die uns unterstützten und uns Türen öffneten für viele neue Eindrücke. Sicherlich auch ein Verdienst der Kluft.

F.V.D Fischer Martin 2016

Vom Handwerkssaal zum Schulsaal

Viele Gesellen besuchten auf Tippelei schon verschiedene Berufsschulen, um dort für Nachwuchs zu sorgen. Ich habe noch einen drauf gesetzt und nahm das Angebot unseres einheimischen Kamerads Fabian Fahr an, der als Technischer Oberlehrer an der Theodor-Frey-Schule die Zimmerer unterrichtet.

Zum Technischen Hilfslehrer ernannt traf ich die Schulklasse, zehn Schüler und eine Schülerin, sowie meinen ehemaligen Berufsschullehrer im rumänischen BIRTHÄLM. Die Schüler haben hier die Chance an der Kirchenburg, die dem Unesco-Weltkulturerbe angehört, einen historischen Wehrgang zu rekonstruieren.

Nach einem Stadtrundgang in Schäßburg haben wir uns nachmittags mit dem Architekten Jan Hülsemann, der für die Umsetzung des Sanierungsprozesses zuständig ist, zusammengesetzt, um die Arbeiten zu besprechen und die Gruppe einzuteilen.

Zuerst mussten die Hängeböcke gefertigt werden, auf welche später die Wehrgangswand montiert wird. Dabei war es ganz hilfreich, dass parallel zu unserer Arbeit auch der in Rumänien lebende e.F.V.D. Christian Rummel die Holzkonstruktion des Glockenturms sanierte. So kam es ihm gelegen, dass er für seine acht Meter lange 30/30 Eichenschwelle ein paar helfende Hände zur Verfügung hatte. Natürlich war diese Arbeit für die Schüler auch sehr lehrreich, da sie sonst ihre Holzverbindungen an Fichtenholz mit dem Querschnitt 7/9 machen.



Bei gemeinsamen Essen und gemütlichen Abenden lernte ich die Schüler besser kennen. Ich erzählte ihnen viel von Tippelei und gemeinsam mit dem einheimischen Kamerad brachten wir den Schülern noch das Schallern und Klatschen bei.

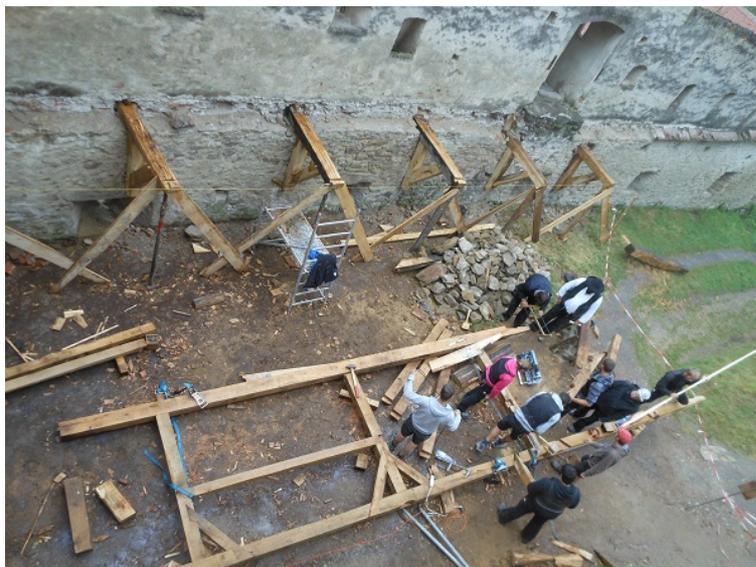
Nach der ersten Woche haben wir dann die Hängeböcke sowie die Treppenholme fertiggestellt. Am



zweiten Wochenende haben wir eine Exkursion nach Hermannstadt gemacht und uns dort das Museum für nationale Geschichte angeschaut. Sonntags besuchten wir in Frauendorf einen zweisprachigen Gottesdienst auf Deutsch und Rumänisch mit anschließendem Kronenfest zu Ehren von Peter und Paul. Wenn ich bisher beim Tanzen zugeschaut habe, hingen die Mädchen an der Stange, diesmal war es andersherum, ich stand an der Stange und die Mädchen tanzten um mich herum.

Die zweite Woche stand ganz im Zeichen des Wandabbunds, Kopf- und Fußbänder wurden überplattet und Hackenblätter hergestellt. Die meisten Verbindungen wurden mit Hand hergestellt, jedoch erleichterte uns die Leihgabe der Firma Mafell enorm unsere Arbeit. Mit der Abbundkette ZSX 400 und der Handkreissäge MSK 185 konnten die großen Eichenholzquerschnitte wie Butter bearbeitet werden - ein Traum!

Unser Abbundplatz kam mir vor wie die Schauwerkstatt in Hermannstadt, da die Kirchenburg zu den schönsten Burgen Siebenbürgens zählt und somit sehr viele Touristen anzieht. Dabei stellte sich auch heraus, dass mein einheimischer Kamerad auch nach 20 Jahren den Touristen den Kies für die Schnasselkasse der Schüler schmalmachen kann. Für meine bevorstehende Meisterschule glaube ich, dass mir die zwei Wochen Arbeit mit den Schülern einiges für Teil 4 gebracht hat.



Außerdem bin ich der Meinung, dass ich den Auszubildenden im praktischen Bereich viel mitgeben konnte. Vielleicht konnte ich den ein oder anderen auch für die Tippelei begeistern und bin gespannt, ob es einer von ihnen vom Schulsaal auf den Handwerkssaal schafft.



F.V.D. Bernd Bohr

Restaurierung von Schleusentoren am denkmalgeschützten König Ludwig Kanal

Der alte Donau-Main-Kanal war im 19. und 20. Jahrhundert eine über 170 km lange Wasserstraße zwischen der Donau bei Kelheim und dem Main bei Bamberg. Er wurde zwischen 1836 und 1846 erbaut und war das letzte Teilstück eines schiffbaren Transportweges zwischen der Nordsee und dem Schwarzen Meer.

Durch die Überquerung der europäischen Hauptwasserscheide musste insgesamt ein Höhenunterschied von über 260 Metern überwunden werden. Daher beschlossen die Erbauer 100 Schleusen zu errichten. Die Scheitelhaltung, also der höchste Punkt des Kanals bildet ein 24 km langes Teilstück bei Neumarkt in der Oberpfalz. Das Wasser fließt von hier nach Nord und Süd ab. Ab 1960 wurde der alte Kanal zunehmend vom Main-Donau-Kanal ersetzt. Zwischen Beilngries im Altmühltal und Nürnberg ist der alte Kanal im historischen Umfang und mit einigen Funktionen weitgehend erhalten.

Eine der noch voll funktionsfähigen Schleusen ist die Schleusenkammer 58 bei Röthenbach, deren Tore im Zuge einer Restauration erneuert werden mussten.

Von März bis April 2016 unterstützen wir (F.V.D. Simon Kremers und F.V.D. Felix Behrendt) das Wasserwirtschaftsamt Nürnberg bei der Herstellung neuer Tore nach Vorbild der Alten.

Bevor die Arbeit losgehen konnte, musste die Schleuse trockengelegt und der Kanal über Rohre umgeleitet werden. Danach wurden die ca. 2 Tonnen schweren Tore mit Hilfe eines Krans ausgebaut.

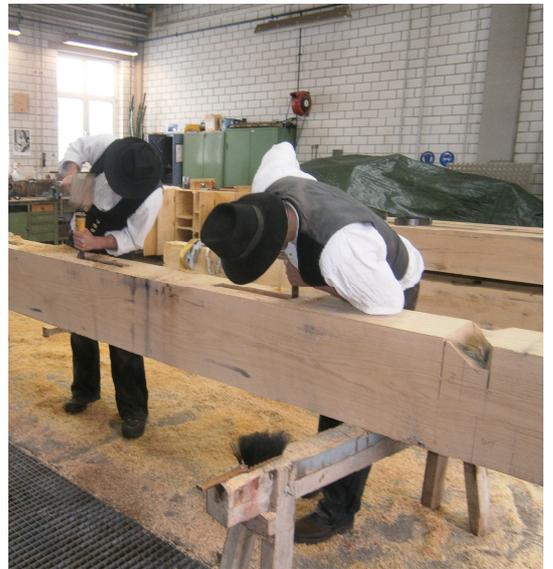


Die Tore bestehen aus einer Fachwerkkonstruktion, die mithilfe von Eisenteilen gehalten und befestigt werden. Ein Belag aus Eichenbohlen hindert das Wasser am Durchdringen der Tore. Anhand der alten Tore sollte eine Nachbildung entstehen. Die Holzteile wurden vollständig erneuert. Überarbeitet erhalten bleiben konnten die alten Eisenteile wie Winkel, Zugstreben, Fußhaltepunkte, die oberen Torhalterungen und die Laufsteghalter.

Die neuen Tore entstanden aus 24/36er nassen Eichenhölzern sowie 7cm starken

Eichenbohlen als Flächenbelag und Laufsteg. Die Maße der alten Tore übertrugen wir auf eine Maßplatte, die wir dann als Anreißhilfe benutzen.

Begonnen haben wir mit dem Abbund der Pfosten der Toraußenseiten (Anschlagsseiten). Da alle Verbindungen gezapft wurden, stemmten wir erst die Zapfenlöcher. Als zweiten Schritt hobelten wir an der Außenseite eine Rundung über die ganze Länge des Pfostens. Die Rundung ermöglicht das reibungslose Öffnen und Schließen der Tore. Abschließend montierten wir die alten Fußpunkte, indem wir den Pfosten passgenau von Hand frei stemmten. Der obere Pfostenbereich wurde ebenfalls abgerundet, um das Montieren des Befestigungsringes zu ermöglichen. Dieser Ring dient zur Arretierung der Schleusentore an der Schleusenammer. In einem letzten Arbeitsschritt passten wir die gusseisernen Halterungen für die Laufstege ein.



Nachdem die Außenpfosten soweit bearbeitet waren, begannen wir damit, die inneren Pfosten abzubinden. Diese bekamen ebenfalls Zapfenlöcher. Da bei geschlossenen Toren im Wasser der Wasserdruck die Tore wasserdicht verschließt, mussten wir die äußeren Pfosten mit ca. 30° abgraten.

Gleichzeitig richteten wir die Belagbohlen auf 7cm Stärke ab, frästen beidseitig eine Nut hinein und stellten Fremdfedern ebenfalls aus Eiche her. Anschließend banden wir die Riegel ab. Die unteren bekamen Zapfen. Bei den oberen stemmten wir Zapfenlöcher da diese von oben auf die Pfosten gesteckt werden und später mit einem Holznagel fixiert. Bei zwei Toren mussten wir die Kurbelgehäuse für die Schützen einpassen.

Simon stellte im Weiteren zwei Schützen her. Dies sind Holzplatten, die mit Hilfe einer Kurbel auf und abgelassen werden, um das Fluten sowie das Ablassen von Wasser in der Schleuse zu ermöglichen. Sie bestehen wie der Belag aus Eichenbohlen die von einem Eisenrahmen gehalten werden und liegen am unteren Teil der Tore.



In der vierten Arbeitswoche steckten wir die bisher hergestellten Pfosten und Riegel zusammen. Wir richteten die Tore winklig aus. Zum Anreißen der Diagonalstrebe musste sie auf das zusammengebaute Tor gelegt werden. Wir richteten die Streben aus und rissen sie auf dem Tor an. Zimmermannmäßig bekam sie an der Verbindung zu den Pfosten einen Versenversatz und in den Übergang in den Riegel eine winkelhalbierenden Stirnversatz. Nachdem die Strebenteile abgebunden waren, musste das gesamte Tor wieder auseinandergenommen werden, um die

Zapfenlöcher für die Strebe in die Riegel zu stemmen und die Strebenteile einzusetzen. Die Fachwerkkonstruktion war jetzt fertig und wir begannen auf der Vorderseite die Belagbohlen zu befestigen. Sie wurden diagonal über die ganze Länge aufgelegt, mit Fremdfedern versehen und mit handgeschmiedeten Eisennägeln befestigt. Schließlich wurden die Mechanismen für die Schützen angebracht und die Schützen selber am unteren Torende eingepasst.

So entstanden letztendlich die zwei Tore für das Oberhaupt und die zwei Tore für das Unterhaupt der Schleuse.

Neben den herausfordernden Zimmererarbeiten hatten wir außerdem die Möglichkeit diese Arbeit und die Wanderschaft im Rahmen eines Vortrags im Wasserwirtschaftsamt vorzustellen und von den Kollegen der Flussmeisterstelle konnten wir in der Zeit vieles über deren Arbeit in der Gewässerpflege rund um Nürnberg erfahren.

Erstes Fazit:

Das Ausarbeiten der Hölzer mit Stemmeisen und Klopffholz, der traditionelle Fachwerkbau sowie die schwarzen Finger am Ende des Tages vom frischen Eichenholz machten den Reiz des Projektes aus. Wir freuen uns, dass das tolle Team von der Flussmeisterstelle uns diese Arbeit ermöglicht hat. Besonders

erwähnenswert ist auch die gute Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern der Flussmeisterstelle gewesen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das Projekt zehn kalte Winter gebrummt hat.

Zweites Fazit:

Zusammengefasst hat dieses Projekt auf jeden Fall gebrummt! Zum einen sprechen die Holzdimensionen für sich! Die Werkstatt hatte zum Glück einen Deckenkran, was die Bandscheiben sehr schonte. Desweiteren die gute Ausrüstung an elektrischen und Handwerkzeugen und deren Zustand. Dann natürlich die traditionellen Zimmererarbeiten und Verbindungen die viel Schweiß forderten und eine große Menge Späne produzierten.



Die gute Zusammenarbeit mit den Kollegen der Flussmeisterstelle möchte ich nicht zuletzt erwähnen. Die Zeit in Nürnberg hat uns auch menschlich, gemeinsam im Team sehr positiv geprägt und bereichert.

Reisender FVD Felix Behrendt 2016

Reisebericht Norwegen 15.11.11 – 03.01.12

Im November 2011 erreichte mich die Botschaft unseres einheimischen Kamerad Krause nach helfenden Gesellen zum Innenausbau seines Einfamilienhauses im norwegischen Tromsø. So entschloss ich mich recht spontan meine Pläne nach Hamburg zu reisen zu ändern und flog schon wenige Tage später von Berlin gen Norden. Der Empfang erschien mir auf den ersten Blick, nach einem ruppigen Flug, bei nasskalter Witterung etwas uneinladend. Dies sollte sich abends bei dem ersten zünftigen Schluck Gerste auf der Baustelle vor dem schönen Holzofen und in den nächsten Tagen als nichtig darstellen.



In meinem sechswöchigen Aufenthalt sollten zu meinem Aufgabenfeld die Montage von ca. 150 m² Kiefernpaneele in zwei Schlafzimmern und die Erstellung eines freistehenden Küchenblocks mit Betonummantelung gehören. Um dieses sportliche Ziel zu erreichen, eilte mir, nach Absprache mit Kam. Krause, die fremde freireisende Tischlergesellin Wibke Müller 3 Wochen zur Hilfe. Die Schaniegelei lief zunächst etwas schleppend an, da z.B. noch ungeklärte Fragen in der Bauplanung im Raum standen, man von der norwegischen A-A Paneel Qualität sich besseres erhofft hatte, die ewige Dunkelheit und die ausschweifenden „Fress“-Pausen die Arbeitsmoral eher lähmte.



So konnten wir uns allerdings wirklich nicht über Kost und Logis beklagen. Jeden Abend fanden wir zum „Middag“ einen reich gedeckten Tisch mit norwegischen Köstlichkeiten bei der Familie von Kam. Krause. Auch die wöchentlichen Ausflüge in die Umgebung von Tromsø oder nächtliche Polarlichtfahrten gehörten zum festen Programm. Natürlich wurde abends auch das ein oder andere Mack geschnasselt, sei es mit den ansässigen rechtschaffenen Fremden in einer Bar oder bei guten Rockkonzerten.

Wirklich Interessant an der Schaniegelei war die Herstellung des Küchenblocks. Einen 4m langen Block mit einer Schalung die



nicht im Boden verankert werden konnte in Beton zu gießen, hatte bis dato von uns dreien noch keiner gemacht. So wurden zunächst die Unterschränke mit einer Konstruktion aus OSB versehen und dann dort herum eine ausgeklügelte Schalung aus glatter Spanplatte und Kanthölzern gebaut. Keiner wusste genau wie sich die Konstruktion, die nur mit Sandsäcken beschwert wurde und teilweise ausgekeilt war, unter dem enormen Druck des Betons verhalten würde. Leider nicht gut, da

die Masse des Betons die komplette Zeile verschob und sich dadurch kleine Spalten in der Schalung ergaben. Beton floss heraus, was zu Hektik und einer kurzen Unterbrechung des Gießvorgangs führte.



Das Problem löste sich zum Glück schnell von selbst, als der schnell abbindende Beton die Löcher verschloss. Nachdem jedoch der restliche Beton eingefüllt war und die Schalung nach wenigen Stunden abgenommen wurde zeigte sich die Unterbrechung in einer langen Horizontalfuge an der Rückwand des Blocks. Zudem war die Kante der Frontseite wellig und die Oberfläche der Arbeitsfläche ließ zu wünschen übrig. Also beschloss Kam. Krause die wellige Kante mühselig einzuflexen und sie, wie die Oberfläche

neu zu gießen. Mit einer kleineren Schalung die nur angezwungen wurde, konnten wir zwei Tage später ein besseres Ergebnis, vor allem in der Oberfläche, erreichen.

Am 23. Dezember war mein Teil der Schaniegelei beendet und ich beschloss den Weg Richtung Deutschland einzuschlagen. Ziel war zunächst an Silvester Kopenhagen zu erreichen. Ein Flug stand außer Frage, da ich weiter Eindrücke Skandinaviens sammeln wollte. So bot es sich einen Teil meiner Bezahlung in Form eines Fähr- und Zugtickets einzulösen. Da Tromsø an der Linie der Hurtigruten liegt, wählte ich für den größten Teil der Strecke das Postschiff MS Lofoten aus dem Jahre 64 entlang der „schönsten Küste der Welt“.



Über die Feiertage sollte es mit insgesamt 13 Stopps bis nach Bergen gehen. Am 24. um 1 Uhr früh war es dann so weit und nach einigen Abreisehumpen verlies ich Tromsø mit dem zweit ältesten Schiff der Flotte. Morgens stellte ich recht schnell fest, dass ich die 4-tägige Überfahrt wohl nur mit deutschen und englischen Kuhkopprentnern 70+ überstehen musste. So vertrieb ich mir am ersten Tag die Zeit im Halblicht des norwegischen Winters die Fjorde anzuschauen und bei einem längeren Halt in Sortland einen Hügel zu erklimmen. Von diesem hatte man einen herrlichen Überblick über die Landschaft. Die Kuhköpfe entschieden sich eher die Christmesse zu besuchen...

Das Abenteuer meiner Reise sollte doch gegen Abend beginnen, da erreichten wir gegen 10 Uhr Svolvaer auf den Lofoten, wo ein 1tägiger Stopp angedacht war. Mit brausender See erreichten wir den am offenen Meer gelegenen Hafen und machten am Kai fest. Mein Plan am nächsten Morgen die Gegend zu erkunden schlug fehl. Keiner durfte das Schiff verlassen, da das Orkantief „Dagmar“ Einzug hielt, erfuhren alle Passagiere später auf einer Inforunde des Kapitäns. Untermalt wurde die Zusammenkunft von dem Geräusch berstender Trosse. Die arm dicken Seile, die das Schiff am Kai hielten, rissen durch den starken Seegang im Hafen mit einem lauten Knall und so sicherte die Mannschaft hektisch alles mit neuen Trossen. Am Ende war das Schiff nicht mehr mit 3 sondern mit 18 Trossen gesichert. Der Abreisezeitpunkt wurde zunächst auf ungewiss verschoben. Langeweile zog ein, bei dem ewigen Geschaukel konnte man sich nur mit dem Beobachten von Kartenspielern, essen oder schlafen die Zeit vertreiben. Hin und wieder musste man einigen Interessierten die üblichen Geschichten über Tippelei erzählen.

Fast zwei Tage später rang sich der Kapitän durch Svolvaer zu verlassen und beschloss fünf Stunden die offene See zu überqueren um dann weiter im Schutz der Küste und vorgelagerten Inseln 35 Std. durch den Sturm zu fahren, um überhaupt noch den Zielhafen in vorgegebener Zeit zu erreichen. Also begaben

wir uns in die Wellen, was keiner erwartete waren 10 m hohe Wasserberge, die sich durchs Meer schoben und das kleine Schiff tanzen ließ. An Board kam das „normale“ Leben zum Erliegen, die wackeren alten Herren sahen dem Schauspiel von dem Salon aus zu, andere mussten in ihre Kabinen. Wirklich über das Boot laufen, ging nicht mehr wirklich gut. Einige schafften es nicht mehr ganz auf die Toilette und kotzen das Treppenhaus voll. Zudem wurden im Bord-Fernsehen die Nachrichten mit den unfassbaren Sturmschäden am Festland der letzten Tage gezeigt. So erkannten alle, dass wir doch in einer ernstesten Situation steckten.

Der Plan einen weiten Teil der Strecke in einem Stück zurückzulegen, scheiterte und wir steuerten schon abends den Hafen von Rorvik an. Nach einer ruhigen Nacht sollte es am nächsten Tag weiter gehen und unerwartet noch stürmischer werden. Wellen, die das Boot weit überragten, ließen einen zeitweise zweifeln, ob man es wirklich in den nächsten Hafen schaffen würde. Bestätigt wurden die Bedenken, als der Kapitän die Reise 200 km nördlich von Bergen beendete und das Schiff nach Trondheim lenkte. Er versicherte uns, dass solch einen Sturm erst wenige Passagiere erlebt hätten. Die Reederei kümmerte sich glücklicherweise um den weiteren Transport nach Bergen mit dem Flugzeug.

Die berühmte „Bergensbahn“, die durch das tief verschneite norwegische Hinterland fuhr, sollte mich am nächsten Morgen nach Oslo bringen. Schon auf dem Schiff erfuhr ich jedoch, dass der Sturm die Gleise einer Teilstrecke unterspült habe, so stand die Weiterfahrt auf der Kippe. Glücklicherweise wurde alles wieder in Ordnung gebracht und die Reise konnte weiter gehen. Nach einer kalten nassen Nacht in Bergen ohne Platte ging es gegen 8 Uhr Richtung Oslo. Müde und klamm konnte man nur bedingt die schön verschneite Landschaft genießen. Kurz vor Oslo sah ich jetzt seit anderthalb Monaten die Sonne wieder, die durch die Wolken brach, ein sehr beglückendes Gefühl. In Oslo selber stellte sich die Frage, noch eine Nacht im Freien zu schlafen oder direkt weiter zu reisen. Nachdem alle Geigenkästen besucht wurden, versuchte ich mein Glück bei der DFDS Seaways Reederei und machte mir einen Direktlift von Oslo nach Kopenhagen schmal. So hatte ich drei Tage um Kopenhagen zu genießen und zünftig das neue Jahr zu begrüßen. Dann ging es weiter über Rodbyhaven und Puttgarten nach Fehmarn und mein beeindruckender Auslandsaufenthalt hatte ein Ende.

F.V.D. Florian Stöcker, Schreinergereselle, aus dem schönen Siegerland

Text vom 26.08.2012

Unterwegs auf der „Alexander von Humboldt 2“

Im August 2013 reisten wir zu dritt (F.V.D. Matze, F.V.D. Bernd und F.V.D. Nils) nach Bremerhaven zur Werft der Bark „Alexander von Humboldt 2“, um dort zwei Wochen zu schaniegeln, da wir das Angebot bekommen haben, im Winter mitsegeln zu können, wenn wir in der Werftzeit für Hand gegen Kojen schaniegeln. Das haben wir auch gleich wahrgenommen und uns auf den Weg gemacht.

In diesen zwei Wochen bauten wir zwei Schränke, einen davon mit integriertem Schreibtisch und ein weiteres Regal in die Leinenlast. Nach der Werftzeit ging es für uns drei erst einmal wieder in getrennte Richtungen. Treffpunkt war dann Anfang Oktober auf der Bude in Köln, um am 10. November von Düsseldorf (Weeze) in Richtung Teneriffa zu fliegen. Als wir nachmittags in Teneriffa angekommen sind und wir alle unser Gepäck zurück hatten, ging es bei angenehmen 25 Grad an die Bundesstraße in Richtung Autobahn, um den Daumen in den Wind zu halten. Das stellte sich dann aber als nicht so einfach heraus, weil die Menschen auf der Insel nicht so richtig wussten, was sie mit uns anzufangen



Santa Cruz de La Palma mit Blick auf den Hafen

hatten und nur hupend vorbei gefahren sind. Nach 20 Minuten hielt jedoch endlich ein Engländer an, der uns in Richtung Los Cristianos mitnahm. Da das Dorf uns allerdings nicht zusagte, weil es sehr touristisch geprägt war, beschlossen wir, uns direkt auf den Weg in Richtung Santa Cruz zu machen. Da wir noch zwei Tage Zeit hatten, bis die „Alexander von Humboldt 2“ im Hafen einläuft, beschlossen wir die Zeit mit Schmoren und Strand zu überbrücken.

Der erste Törn mit der „Alex“ führte uns von Teneriffa nach Santa Cruz de La Palma und über Puerto Vueltas auf La Gomera wieder zurück nach Teneriffa. Über Puerto Vueltas gibt es außerdem zu sagen, dass es dort eine super Schwenkerbude gibt und Vaddern freut sich immer riesig über Zureisen und gibt dann auch gerne mal ‘nen Pisspot aus. Nach diesem Törn lag die „Alex“ erst einmal zwei Wochen im Hafen von Santa Cruz de Teneriffe. Währenddessen erledigten wir kleinere Holzarbeiten und arbeiteten noch an Deck mit. Für uns ging es auch in die Takelage zum Auswechseln von Holz zum Lenkblöcken. Des Weiteren lernten wir noch Segelabschlagen und -annähen und auch Segelnähen. Während der Hafenliegezeit wurde zudem die neue Werbung für Becks gedreht.

Über Weihnachten segelten wir von Teneriffa nach Santa Cruz de La Palma, wo sehr schmorlastig gefeiert wurde. Am zweiten Weihnachtsfeiertag wurde in Richtung Gran Canaria ausgelaufen. Nach drei Tagen schönstem Segelwetter kamen wir in Las Palmas de Gran Canaria zum Crewwechsel an. Zu unserem Glück lag die Gorch Fock (das Segelschulschiff der Deutschen Marine) direkt gegenüber von uns, was wir für einen spontanen Besuch gleich nutzten. Danach segelten wir von Gran Canaria wieder zurück nach Teneriffa zur Silvesterfeier. Dort wurde mit 1000 Spaniern auf dem Marktplatz von Santa Cruz der Jahreswechsel gefeiert. Am 2. Januar ging es dann wieder in Richtung Atlantik, um noch vier Tage zu segeln. Die „Alex“ lag darauf bis zum 15. Januar wieder im Hafen von Teneriffa. In dieser Zeit

bekamen wir sehr überraschenden Besuch von zwei Freiheitsbrüdern (FFB Tjorben und FFB Elias), die zufällig am Schiff vorbeikamen. Da zu diesem Zeitpunkt die russische „Shtandar“ neben uns lag, auf der F.V.D. Stöcker schon schaniegelt hat, sind wir mit fünf Kisten Becks und einem Teil der Stammcrew der „Alex“ gleich zum Schmoren hinübergegangen. Nachts um zwölf Uhr ging's dann in die Stadt zum Schnaps schmoren. Nachdem der Kaptein zugestimmt hatte, konnten die beiden auch noch bei uns auf dem Schiff pennen.



Die „Alex“ im Hafen von Santa Cruz de Teneriffe

Am 15. Januar ging's dann wieder raus und wir segelten wieder in Richtung Puerto Vuelas. Nach zwei Tagen auf See machten wir dann wieder in Puerto Vuelas fest. Dort trafen wir wieder FFB Tjorben und FFB Elias. Als wir auf die Schwenkerbude zugereist waren, war zu unserer Freude auch noch FFB Friedel da und der Tag und der Abend wurden mit Rotwein Cola aus dem Pisspot verbracht.

Leider mussten wir am nächsten Tag wieder raus in Richtung Teneriffa, weil für uns am 23.01.2014 der Flug Richtung Heimat ging.

Alles in allem war es eine sehr schöne, lustige und auch lehrreiche Zeit.

Geschrieben von:

F.V.D. Nils Bohr

Scheniegeleien in einem Kloster am Thuner See

Arbeiten im Kloster, im ersten Augenblick war ich von dieser Idee nicht besonders angetan als Kamerad Paul Neumann diese auf dem Reisenden treffen in Föhr mir unterbreitete. Bei diesem Projekt ging es um den Umbau eines Stalles zu einer Kapelle, am Jakobsweg in der Schweiz direkt am Thuner See. Nach kurzem hin und her überlegen waren wir uns einig und so trafen wir uns gemeinsam mit Kamerad Simon Bertram Mitte Juni auf unserer Bude im Züricher Oberland / Hittnau (CH). Das Wetter war super und so beschlossen wir unseren Weg zum Thuner See über die Landstrassen der Schweiz zurückzulegen. Von Hittnau führte uns die Straße vorbei am Züricher See, über ein paar Berge an den Vierwaldstätter See wir erst einmal eine Pause einlegen mussten um das Postkartenpanorama zu bestaunen. Das Tramper glück verlies uns leider nach unserer kurzen Pause und so warteten wir mehrere Stunden auf das nächste Auto. Irgendwann hielt dann doch noch eins an und fuhr uns direkt an den Thuner See, genau da hin wo wir hin wollten! Im Kloster „Gut Ralligen“ angekommen bezogen wir erst einmal unser Quartier und lernten die Brüder und ihr Kloster aus dem 14. Jahrhundert kennen. Das erst gemeinsame Abendessen gestaltete sich eher wie eine Vorstellungsrunde, so lernten wir unseren Koch „Kurt“ kennen, der sich aber im Laufe des Abends eher zum Crazy Kurt entwickelte. Gemeinsam mit ihm und ein paar kühlen Blondes verbrachten wir den Abend im Nachbardorf auf einer Beachparty. Der traumhaft schöne Sonnenuntergang liess uns all die Strapazen des Tages vergessen und uns voller Freude auf die nächste Zeit blicken. So



starteten wir am darauf folgenden Montag mit dem Austausch der morschen Schwellen, wo es zuerst einmal darum ging das bestehende Gebäude abzufangen und die Schwellen auszubauen. Diese Arbeit gestaltete sich bei konstantem Dauerregen einfacher als zuerst angenommen, was vielleicht auf die Unterstützung der ansässigen Zimmerei zurück zu führen war, die uns zu jeder Zeit mit Maschinen und Werkzeug unterstützte.

Die Besonderheit bei diesem Stall aus dem 14. Jahrhundert waren die so genannten Gaimbalken, diese waren als luftige

Aussenwände eingezogen. Diese Gaimbalken waren zwischen den Pfosten und den Streben montiert und auf der Schwelle mit Abstandshölzern aufgestapelt, so konnte früher jederzeit der Wind durch das Gebäude wehen und das darin gelagerte Heu oder Stroh besser trocknen. Mit Spanngurten fixierten wir diese so dass der Ausbau der Schwellen kein Problem mehr darstellte, auch die neuen Schwellen waren im Handumdrehen eingebaut, leider störten sich die Brüder an der Optik der neuen Balken. Nach langen hin und her überlegen beschlossen wir den alten Balken aufzutrennen und so das entstehende Deckbrett auf die neuen Balken zu montieren damit die alte Ansicht bestehen bleibt. Während unserer Arbeiten fiel uns auf das auch die Schwellen der anderen Gebäude Seite nicht mehr die besten waren und so erneuerten wir sie gleich mit. So vergingen unsere ersten Wochen am Thuner See und das Klosterleben was aus beten, essen und arbeiten bestand war nicht für jedermann gleich interessant. Der Montag startete mit schönem Wetter und wir begannen eine Balkenlage einzuziehen um die Geschosse zu unterteilen. Die

nächsten Tage verbrachten wir dann damit die Balkenlage zu Dämmen und die Leerrohre für die Elektrik zu verlegen, zudem gab es auch noch eine Trennwand, die es zu erhöhen gab. Um das gute Wetter auszunutzen, beschlossen wir uns einem Ausflug der Brüder anzuschliessen, so stiegen wir nach getaner Arbeit auf die Alm vom Sigriswiler Rothorn wo wir den Sonnenuntergang bei einem hart erwanderten Bier genossen. Die Nacht auf der Alm war kurz, da wir in aller Frühe uns aufmachten um den Anbruch des neuen Tagens vom Gipfel



aus zu beobachten. Traumhaft! „Runter kommt man immer“, getreu dem Motto ging es fast von ganz alleine abwärts bis zur Alm, wo der Bauer der Alm uns bereits mit frischer Milch, selbstgemachtem Käse und leckerem Brot erwartete. Gut gestärkt machten wir uns an den Abstieg und auf in den letzten Arbeitstag der Woche. Nun da die grobe Arbeit erledigt war, begannen die Arbeiten für Simon, der Schreiner war, erst richtig. Es musste OSB auf der Balkenlage verlegt werden, dies dann anschliessend mit Altholz verkleidet werden sollte, in der Zwischenzeit verlegte Paul und ich eine Massivholzdecke die genauso mit altholzverkleidet wurde wie das OSB.

Da das Wetter noch immer schön war und zu dem noch Wochenende beschlossen wir mit dem Auto der Brüder uns die Berge in Graubünden mal genauer anzuschauen und dabei unsere Bude in Cumpadials zu besuchen, wo wir auch gleich auf ein Open Air Festival eingeladen wurden, was ein Fest! Die nächsten Wochen verbrachte Simon damit das Altholz zu besäumen und zu verlegen, während wir in der Zeit einen Lichtbalken aus massivem Altholz entwarfen und verbauten. In diesem Lichtbalken sollte später die indirekte Beleuchtung der Kapelle und all die dazugehörigen Leitungen versteckt werden. So verging die Zeit wie im Flug und die nächste Woche brachte für Simon noch mehr arbeiten mit Altholz, eine Deckenverkleidung im Badezimmer mehrere Türen und eine WC Trennwand sollten gebaut werden. Die arbeiten mit dem Altholz gefielen uns allen sehr gut und auch sonst das Arbeiten mit und an einer so alten Bausubstanz faszinierte uns. Des Weiteren kümmerten Paul und ich mich um das Instandsetzen der Mauerwerkskrone, um das Verlegen einer Eichenschwelle und um die Instandsetzung des Balkons. Nach all diesen Arbeiten blieb uns nur noch das Ausrichten und Schlitzen der Gaimbalken, hierbei brachten wir die Gaimbalken in eine waagerechte Position und unterfütterten sie mit Abstandshölzern, so dass sie einen gleichmässigen Abstand erhielten. Das Einschlitzen der Balken war nötig, da sich die Brüder wünschten eine Wand mit blauem Glas zu verziern, dieses Glas sollte zwischen den Balken mit eingestapelt werden und mehrere biblische Geschehnisse widerspiegeln. An meinem letzten Tag am Thuner See konnte ich nun endlich das langersehnte, mundgeblasene, blaue Glas montieren und so die Baustelle erfolgreich und zufrieden abschliessen.



Planlos in Russland

Angefangen hat alles damit, dass ich und mein Reisekamerad dem mitteleuropäischen Winter entfliehen wollten. Auf der Liste stand unter anderem Südamerika, da gab es ein Arbeitsangebot für Trinidad-Tobago. Da wir aber die Anmeldefrist nicht einhalten konnten, mit dem ganzen Papierkrieg und so, entschieden wir: Südamerika im Winter kann ja jeder! und erinnerten uns an ein Arbeitsangebot in Russland, was eigentlich für letzten Sommer galt, so viel wir wussten, sich aber noch niemand gemeldet hat. Nach ein paar Telefonaten fanden wir raus, dass die Eltern der Freundin von einem Freund eines einheimischen Kamerad, ein Haus gekauft haben, dieses am Umbauen sind und das Angebot noch steht. Russland im Winter, erlebt ja auch nicht jeder und klingt auf jeden Fall interessant.

Um dem ganzen Hände und Füße zu geben, besuchten wir die Tochter und ihren Freund, der auch den ganzen Kram mit Flug und Visum organisieren und auch finanzieren wollte, in Österreich, und vereinbarten, bei dem ein oder anderen Bier, sofern es mit dem Visum klappt, uns mit Natalia (Tochter) in Moskau zu treffen und gemeinsam zu ihren Eltern fahren, da die weder Deutsch noch Englisch sprechen. Und so ging es am 18.01.2015 mit dem Flieger nach Moskau.

Abends um 22 Uhr in einem Land angekommen, wo man weder die Sprache versteht noch die Schrift lesen kann. Und wenn du denkst, zumindest in der Hauptstadt spricht der eine oder andere Englisch, hast du dich getäuscht, auch weder in der Metro noch sonst wo ist etwas auf Englisch angeschrieben.

Irgendwie haben wir es dann doch noch Richtung Zentrum geschafft.

Da wir noch 2 Tage Zeit hatten bis wir uns mit Natalia trafen, suchten wir uns eine billige Übernachtungsmöglichkeit. Die nächsten 2 Tage besichtigten wir Moskau und besuchten die Deutsche Botschaft die sich über unseren Besuch sehr freute.

Vergeblich aber suchten wir so etwas wie eine Touristeninformation. Dort wo sie angeschrieben war wurden wir von einem Sicherheitsmann wieder nett heraus gebeten und er verwies uns an eine Telefonnummer, die draussen an einem Fresszettel an der Tür befestigt war.

Angerufen haben wir natürlich **NICHT!!**

Frühmorgens um 6.30 Uhr bei minus 18 °C trafen wir uns dann mit Natalia am Bahnhof, wo sie uns die Bustickets irgendwo neben dem Bahnhof, von einem geparkten, mit einem Notstromaggregat betriebenen VW-Bus besorgte. Das Ganze ist irgendwie halb legal. Offiziell verboten, trotzdem nutzt es jeder, da diese Busse billiger sind als die offiziellen Züge und auch mehrmals am Tag fahren. Auf jeden Fall würde man als Tourist niemals mitkriegen das der VW- Bus eine Ticketverkaufsstelle ist. Die Erfahrung haben wir aber nicht zum letzten Mal gemacht, da in Russland die Dinge öfters nicht so sind wie sie scheinen. Nach einer siebenstündigen Busfahrt kamen wir in Lipetzk an, wo wir das Taxi nach Tjuschefga nahmen, da der Bus erst wieder abends gefahren wäre. Dort angekommen wurden wir von Natalias Eltern herzlich empfangen und lernten schon die erste russische Regel kennen: Egal was du trinkst, du musst dazu etwas essen und egal was du isst, du musst dazu etwas trinken. Die erste Nacht schliefen wir noch bei den Eltern



in der Wohnung, danach zogen wir auf die Baustelle in ein halbfertiges Zimmer um. Essen und Duschen konnten wir immer bei den Eltern. Für Aussenarbeiten war es noch zu kalt und es lag noch zu viel Schnee, also erledigten wir die nächsten 2 Wochen Innenarbeiten, wie z.B. neue Fussböden verlegen und liessen es uns abends bei selbstgemachtem Wein vom Vater und russischer Hausmannskost von der Mutter gutgehen. Und von Natalia bekamen wir fast jeden Abend Russischunterricht. Wir kamen dann auch schon die ersten Male in den Genuss von "Samagon" was so viel heisst, wie "Selbstgemachter". Je nach dem verdammt hinterhältiges Zeug!



Nachdem alle Innenarbeiten erledigt waren, sollte es eigentlich dem alten Dach an den Kragen gehen, da dies schon in die Jahre gekommen war.

Allgemein kann man sagen, dass die russische Bauweise ziemlich spartanisch ist und die Optik interessiert eigentlich kein Schwein. Es wird meistens nach bestem Wissen und Gewissen und nach jeweiliger Möglichkeit gebaut. Da es aber immer noch



schneite, zeichneten wir einen Abbundplan, erstellten eine Materialliste, was der Bauherr alles noch besorgen sollte und vereinbarten, das wir Ende März wieder kommen, in der Hoffnung, dass dann besseres Wetter ist. Da wir so oder so vorhatten ins Landesinnere gegen Osten zu reisen, traf es sich gut, dass der Bruder von Natalia mit seiner Familie in Ekaterienburg lebt. Auch er hätte gewisse Arbeiten in seiner Wohnung, die wir erledigen könnten.

Weil Zugfahren in Russland praktisch nichts kostet und man beim russischen Autofahrstil nicht wirklich trampeln möchte, da es sich bei den Verkehrsregeln eher um Richtlinien handelt und jeder fährt wie er will, besorgten wir uns Zugtickets und reisten von Tjuschefka ab. Natürlich nicht ohne "Fresspaket" von Mutti was locker für 2 Tage reichte, (Wenn wir nicht dankend abgelehnt hätten, hätte sie uns die halbe Küche eingepackt) und einer Liter Flasche Samagon von der Nachbarin.

Nach einem 2 Tägigen Aufenthalt in Wolgograd (auch dort trafen wir nur einen einzigen Mensch der die Sprache der Engländer beherrschte), ging es mit dem Zug weiter nach Ekaterienburg.

Zugfahrten in Russland: ein Erlebnis für sich!!

Ein Wagon mit ca. 10 offenen sechser Abteilen, links immer vier Betten, in der Mitte einen Gang und rechts nochmal 2 Betten übereinander. Viele fahren eine Strecke von ein bis zwei Tagen, Fenster zum Lüften gibt es nicht, draussen sind minus Grade und innen heizen sie auf "angenehme" 27°C. Zum Glück gewöhnt man sich ja schnell an Gerüche. Trotzdem macht es Spass.

Es gibt in jedem Wagon mindestens einen, der richtig voll ist und meistens den ganzen Wagon unterhält. Einer kam sogar auf die lustige Idee, sich in seinem Rausch an der Notbremse festzuhalten, zum Glück stand der Zug in diesem Augenblick im Bahnhof!

In Ekaterienburg erwartete uns der Bruder von Natalia und wir folgten ihm ohne uns zu unterhalten, da auch er kein Wort Englisch sprach. Zum Glück sprach die Tochter dann wenn schon ein wenig Englisch. Auch dort wurden wir mit einer Selbstverständlichkeit herzlich aufgenommen.

Eine Woche lang teilten wir uns zu fünft ein zwei Zimmer Apartment, Küche inbegriffen.

Am Anfang wussten sie, glaube ich, nicht so recht was mit uns anfangen. Als wir aber erwähnten, dass wir weiterreisen, wenn wir nicht für sie arbeiten können, besorgten sie neuen Laminatboden und neue Tapeten.

Nach einer weiteren Woche russischer Gastfreundschaft, zog es uns weiter gegen Osten in die nächste Stadt Tobolsk. Natürlich nicht ohne mit Essen und Trinken vollgestopften Charlie's. Bei schönstem Wetter und "angenehmen" minus 27°C begaben wir uns auf die Suche nach einer Schlafgelegenheit. Fast unvorstellbar, aber irgendwie muss man uns angesehen haben, dass wir nicht von hier sind, denn nach dem wir ca. eine halbe Stunde der Strasse entlang gingen, hielt ein Auto und eine Frau meinte, wir sollen einsteigen. Naja, besser als laufen. Da sich unser russisch noch in Grenzen hielt, haben wir sie nicht wirklich verstanden, aber ich glaube, sie erklärte uns für verrückt und schimpfte uns, dass wir für diese Jahreszeit viel zu wenig anhatten. Zugegeben, warm war es ja wirklich nicht!! Die gute Frau fuhr uns dann zu einem Hostel, in welchem wir uns kurz wärmten, dann aber gleich wieder rausgingen, die Stadt besichtigen.



Minus Grade sind nicht zu unterschätzen!! Nach ca. einer Stunde draussen, bemerkte mein Reisekamerad, dass mein Ohr irgendwie komisch aussah. Tatsächlich war es weiß und ich spürte es nicht mehr. Also ging es ab ins Kaffee, aufwärmen. Nach einer Weile massieren, habe ich es wieder durchblutet bekommen. Daraufhin fing es an zu schmerzen und die nächsten Tage bildete sich eine Kruste. Zum Glück ist alles wieder verheilt, war aber doch kurz vor knapp.

Tobolsk war auf unserem ganzen Russlandtrip die schönste Stadt, da es unter anderem auch so etwas wie eine "Altstadt" gab, wie man es sonst nirgends findet. Doch nach zwei Tagen hat man auch dort alles gesehen und wir zogen weiter nach Omsk.

Nach einer ziemlich anstrengenden Zugfahrt und einem noch anstrengenderem Zwischenaufenthalt am Bahnhof, aufgrund bekloppter und betrunkenen Russen, suchten wir in Omsk vergeblich nach etwas Sehenswertem oder zumindest Interessantem. Jedoch fanden wir per Zufall ein Irish Pub, frisch eröffnet von zwei verrückten Brüdern und der eine oder andere Gast sprach sogar englisch! An dem Abend mussten wir ziemlich viel "gedacht" haben, denn am Morgen darauf brummt unsere Schädel tierisch und wir verliessen unsere Unterkunft nur um Nahrung zu uns zu nehmen und Zugtickets nach Novosibirsk zu besorgen, da Omsk gar nicht mal so toll war.

Nach einer gemütlichen Sonntagszugfahrt mit einem Wagon praktisch für uns alleine, erreichten wir abends Novosibirsk, wo wir erst einmal drei Stunden bei minus 15°C umherirrten, um eine Unterkunft zu suchen. Am Tag darauf besuchten wir das deutsche Konsulat, bei welchem wir auch mit Freude vom Konsul empfangen und auf ein Mittagessen eingeladen wurden. Nebenbei erwähnten wir das wir auf Arbeitssuche wären, da Stadtbesichtigungen Tag für Tag sehr schnell langweilig werden. Nach einem Telefonat des Konsuls hatten wir dann tatsächlich am nächsten Tag um 11.00 Uhr bei einem befreundeten Bauunternehmer einen Termin.

Ab da wurde es verdammt kurios, darum erzähle ich hier kurz ein wenig detaillierter:

Punkt 11.00 Uhr standen wir beim Chef eines 3000 Mann Baukonzerns im Büro. Er war begeistert von unserer Tradition und versicherte uns, dass er Arbeit für uns hat doch aufgrund seiner schlechten Englisch

Kenntnisse organisierte er einen Dolmetscher.

Als erstes stellte sich in dem Gespräch heraus, dass wir in einem 16 Bettzimmer eines Hostels schlafen und das auch noch mit Kasachen, was er kaum fassen konnte. Und noch bevor wir irgendetwas sagen konnten, bot er uns ein Apartment an. Wir wollten ihm erst erklären, falls wir nicht für ihn arbeiten können, würden wir weiterziehen. Aber wie wir es so oft bei den Russen erlebt haben: „**Sie hören einfach nicht zu!!!**“

Die Personalchefin prüfte zwischenzeitlich unsere Visen und es stellte sich heraus, dass es sich anstatt der erforderlichen Arbeitsvisen nur um Buisnessvisen handelte.

Er meinte, er können uns nicht unangemeldet arbeiten lassen, da er einen Sitz im Stadtrat hat und sein Vater im Landrat ist, aber wenn wir es als Praktikum tarnen, sollte dies kein Problem darstellen.

Er bestellte uns einen Wagen mit Chauffeur, damit wir uns die Fabriken anschauen und uns dann eine Arbeit aussuchen können. Der Dolmetscher begleitete uns selbstverständlich. In der ersten Fabrik angekommen, die Holzfenster und Türen herstellte, wurden wir vom Produktionsleiter empfangen und zum Fabrikchef geführt, welcher uns zum Essen einlud inklusive Firmenführung und danach hatten wir auch schon Feierabend.

Wir wurden ins Hostel gefahren wo wir „Auscheckten“ und weiter Richtung Apartment fuhren. Bevor wir das Apartment erreichten, machten wir Halt bei einem Nobelrestaurant, wo wir schon erwartet und in eine VIP Lounge geführt wurden, in welcher das Drei-Gänge-Menü schon angerichtet war.

Wohlgemerkt war der Dolmetscher noch immer bei uns, kostet ja nichts so ein Dolmetscher.

Schon da fragten wir uns mehrmals was das Ganze soll, für so zwei dahergelaufene Wandergesellen.

Nach dem Essen warteten wir noch auf eine Frau, die für uns einkaufen war und das Apartment herrichten soll. Im Apartment angekommen richtete sie alles ein, der Dolmetscher sagte, der Chauffeur hole uns morgen um 7.30 Uhr ab, er würde auch hier sein und die beiden verabschiedeten sich. Nun standen wir da, in einer frisch renovierten Wohnung und verstanden die Welt nicht mehr. Wir warteten eigentlich nur darauf das gleich ein Kamerateam reinkommt und fragt: „Verstehen sie Spass?“

Frühs um 8.00 Uhr klingelte es und der Dolmetscher stand mit dem Chauffeur bereit. Da wir üblen Stau hatten, kamen wir erst um ca. 10.00 Uhr in der Firma an. Dort warteten wir noch ca. eine dreiviertel Stunde bis der Verantwortliche kam. Der meinte wir können ein Büro neu tapezieren.

Naja, besser als nichts, dachten wir und machten uns an die Arbeit. Der Dolmetscher stand den ganzen Tag bei uns, während wir arbeiteten. Abends ging's zurück zum Apartment, wo uns der „Big-Boss“ für ein Gespräch erwartete. Er redete lange um den heißen Brei herum und meinte: „da die Tradition hier nicht bekannt ist, sei es viel zu gefährlich für uns, und er habe Angst das uns etwas zustösst und unser Visa sei so oder so nicht zulässig“. Erst bot er uns an wir sollen auf seine Kosten zurück nach Deutschland fliegen, dann besorge er uns richtige Visen und würde uns richtig anstellen. Wir machten ihm klar, dass das definitiv nicht in unserem Sinn sei und wollen Klartext.

Er meinte, er könne uns in dem Apartment nicht registrieren und mit den Visen können wir nicht weiter für ihn arbeiten, aber er bezahle uns eine Woche lang ein Hotel und am Freitag hätten wir einen Termin beim Konsul. Das Auto hole uns morgen um 12.00 Uhr ab und chauffiert uns zum Hotel. Das ganze half unserer Verwirrung nicht viel weiter. Wieso sollten wir einen Termin beim Konsul haben und warum bezahlt er uns ein Hotel, wir haben doch gerade mal einen halben Tag für ihn gearbeitet. Aber egal, gegen das Angebot war nichts einzuwenden.

Sie verabschiedeten sich und verliessen die Wohnung. Wieder standen wir völlig planlos und leicht verwirrt da. Naja, mal abwarten, dachten wir und bereiteten uns ein fettes Abendessen mit den Resten aus dem Kühlschrank zu. An diesem Abend mussten wir wieder mal sehr viel „gedacht“ haben, denn am nächsten Morgen brumnten uns wieder einmal tierisch die Schädel.

Da saßen wir nun in einem 3 Sterne Hotel mit Frühstück und warteten auf Freitag, vielleicht kann uns der Konsul ja aufklären. Den Konsul trafen wir nicht, aber sein Stellvertreter empfing uns, doch auch er wusste nicht was los war, fand es aber auch lächerlich, dass es für uns zwei zu gefährlich sei. Er kenne aber noch einen deutschen Ingenieur, der eventuell Arbeit für uns hätte.

Am selben Abend fuhren wir mit Chris (Ingenieur) auf ein Dorf ausserhalb von Novosibirsk, wo er gerade eine Banja (Sauna) am Bauen war und ein Freund von ihm wohnte. Viktor, der schon einmal acht Jahre in Deutschland gelebt hat.



Viktor ist 54 und handelt mit Diesel, lebt in einer kleinen Hütte, welche mit einem Ess- und Schlafzimmer ausgestattet ist.

Fliessend Wasser gibt es nicht!!

Wir verbrachten den Abend bei Viktor, der von uns total begeistert war.

Er erwähnte das ein Freund von ihm ein kleines Häuschen auf dem Nachbargrundstück hätte wo wir schlafen könnten und er hätte noch ein kleines Projekt für uns: Eine Sauna auf Kufen, damit sie im Winter mobil ist. Da wir aber jung sind müssen wir spannende Dinge erleben, meinte er fast etwas euphorisch.

Und wenn wir zwischendurch noch etwas Zeit hätten, könnten wir an der Sauna bauen.

So kam es, dass wir ca. zwei Wochen mit Viktor verbrachten, immer wieder Ausflüge machten z.B. fuhren wir vier Tage nach Scheregesch, ein Kurort am Anfang des Altaigebirges zum Skifahren, besuchten Freunde, besichtigten seine Firma, durften mit seinem 40-Tonner durchs Dorf ballern und vieles mehr.

Es waren auf jeden Fall zwei sehr interessante Wochen! Am Ende

brachten wir es tatsächlich noch hin, seine mobile Sauna zu bauen.



Nun hiess es Abschied nehmen, denn wir mussten das Versprechen von Tjuschefka einhalten.

Obwohl wir uns ziemlich darauf freuten, graute es uns auch davor.

Nachdem was er schon alles für uns getan hatte, bezahlte er uns auch noch die Tickets nach Tjuschefka zurück!! Und selbstverständlich kamen wir auch bei Viktor nicht ohne eine Flasche Samagon und jede Menge Proviant davon.

Damit wir nicht 3 Tage am Stück fahren mussten, beschlossen wir in Ekaterienburg noch einmal einen Zwischenstopp zu machen.

Zurück in Tjuschefka wurden wir von Natalias Eltern wieder herzlichst empfangen.

Am nächsten Morgen fingen wir gleich mit dem Abbund des Daches an und im Verlauf des Tages reiste auch Natalia wieder zu, was die Verständigung mit den Eltern um einiges vereinfachte.



Mein Reisekamerad und ich hatten bis zum Schluss Zweifel ob unser Plan gelingt, denn es ist gar nicht mal so einfach sich alles aus den Fingern zu saugen und das Ganze noch, ohne abwertend zu klingen, auf russische Art und Weise hinzukriegen. Zum Glück war mein Reisekamerad in Mathe fitter als ich...

Aber ich will euch gar nicht weiter mit Details langweilen.

Nach einer Woche haben wir es mit biegen und brechen hingekriegt das Dach aufzurichten und bei teils 60 Km/h Windstärke mit Blech einzudecken.

Erstaunlicherweise viel nur ein Blech dem Wind zum Opfer.

Unseren letzten Abend genossen wir selbstverständlich mit russischer Hausmannskost von Mutti und selbstgemachtem Wein von Vaddern, bevor es zurück nach Moskau ging von wo aus wir direkt nach München flogen.

Ob die Idee klug war im Winter, in Kluft nach Russland zu reisen? Ich bezweifle es, trotzdem war es der interessanteste Trip meiner Wanderschaft.

Um all dies in einem Satz zu formulieren: **Es gibt die Welt und es gibt Russland...**



*Ist das nicht ein Gartenhaus? Ja
das ist ein Gartenhaus. Schaut da
nicht ein Puhhahn raus?*



So beginnt eins unserer vielen FVD-Zunftlieder.

Ja Gesellen! Das ist der „**Huckerschieber**“, der „**Akkordkolonnenschieber**“, der „**Steinträger**“ auf Berliner Großbaustellen gewesen. Heute ist das der Handlanger und Bauhelfer. Der „Hucker“ war der wichtigste und mächtigste Mann auf der Baustelle und nicht der Polier.

Ihr müsst euch Großberlin so vorstellen. Die Mietshäuser zu dieser Zeit hatten Seitenflügel mit Hinterhaus und oft mit mehreren Hinterhöfen. Jahrzehntlang sind die Bauhandwerker aus dem Vogtland nach Berlin zur Arbeit gefahren. Die Hucker mit Holzpantinen, Socken mit sichtbaren Sockenhaltern, darüber Putzsocken, weiße kniekurze Pilotosen und einen festen bis in die Kniekehlen gehender Lederrücken. Ein buntes Tuch um den Hals und auf dem Kopf die Maurermütze. Das war wirklich ein gängiges aber eigentümliches Erscheinungsbild.

Die Aufgabe und Arbeit der Hucker in Berlin waren umfangreich. Das Baumaterial den Mauerer zu bringen und die Gerüste zu bauen. Die Zimmer und Räume mit fertigem Mauerwerk musste er sauber machen. Die Hucker haben eine Stunde früher angefangen, bevor die Mauerer kamen. Damit die Baustelle an der „Front“ schon mal bestückt war mit Baumaterial wie Kalk und Steinen. Die Mauerer hatten auch Akkord und sie wollten niemals warten.

Der „Puhhahn“ hat die Pausen geläutet und auch die Maurer, wenn diese nicht flink genug waren, wurden von ihnen angeschwärzt.

Der Puhhahn hatte seine Hucker eingeteilt und geführt, selbstverständlich selber auch Material getragen. Ich weiß noch als Kind, sie hatten für die Klinkersteine mittelgroße Tragekästen aus Blech mit Ledergurten. Diese Kästen wurden wie Rucksäcke getragen. Diese Kästen standen auf dem Huckerbock. Der Bock war ungefähr 80 cm hoch hatte eine Kantenlänge von 40 cm. Die Tragekästen haben sie sich voll stapeln lassen. Laut Hörensagen manchmal mit 56 Mauerziegel a 7 Pfund. Das war als fast 4 Zentner. Normal waren so um die 32 Steine. Dann sind sie mit dem Material auf dem Rücken auf eine Tragleiter hoch in die Etagen gestiegen. Diese Spezialleitern hatten 10 cm Sprossenhöhe. Ich habe als Lehrling noch eine solche Leiter bauen müssen. Ein Fichtenstamm ungefähr 6 bis 7 Meter lang aufgetrennt dann eingekerbt und Latten darauf genagelt. Wenn der Hucker nun in der Etage ankam hat er nur geschrien und dem Maurer die Steine zwischen die Kalkkästen gekippt. Wenn der Mauerer nun nicht schnell genug war, hat er was auf die Beine bekommen. Das waren übermenschliche Leistungen was die Hucker da oft machten und in Akkord.

Zum Mauern brauchte es auch den Kalk (Mauerermörtel).

Auf den „Huckerböcken“ wurden die „Tubben“ gestellt. Eine Tubbe sieht aus wie eine konische Blechröhre. Unten wohl 40 cm und oben 30 cm breit. Eine Seite hatte eine gerade Fläche für den Rücken. Zwei Ledergurte über die Schultern. Der untere Boden hatte eine Klappe mit Sperr-Riegel.

Der Hucker hat sich nun die Tubbe voll geschaufelt. Die Kalkkästen standen an der „Front“ bei den Mauerer, alle zwei Meter ein Kasten. Die Kalkkästen habe ich als Lehrling des Öfteren gebaut. Diese waren ungefähr 60 cm breit, 80 cm lang und 35 cm hoch mit jeweils zwei Tragegriffen. Die vier Wände des Kastens verliefen etwas konisch nach innen. Die Querwände wurden auf Grat eingeschoben. Der Boden war unten genagelt und unter den Boden zwei Kufenlatten. Diese Kalkkästen mussten wasserdicht sein.

Nun kam der Hucker mit der Tubbe in der Etage an und musste oft noch die Leiter hoch auf das Metergerüst. Er stellte sich rückwärts an den Kalkkasten, ein Ruf, ein Schlag an den Riegel und der Kalk

floss in den Kasten. Wenn der Maurer hier nicht aufgepasst hat dann war er vollgespritzt. Daraus erkennt ihr sicher wie sich die Macht der Hucker in der Großstadt Berlin entwickelt konnte und jeden ist jetzt auch klar, warum der Hucker einen Lederrückenschürze bis in die Kniekehlen hatte. Aus dieser Schinderei ist sicher der Satz entstanden; Akkord ist Mord.

Kam. Hein Krippendorf "Ehre seinem Andenken" hat uns einiges aus seinem Mauererberuf erzählt. Ich weiß mich aber auch selbst zu erinnern, dass der fertige Mauermörtel mit Pferdefuhrwerken auch zur Baustelle geliefert wurde. Auf dem Fuhrwerk stand ein ca. 60 cm hoher Blechkasten für den Transportmörtel. Der Kutscher legte eine Rutschbohle von dem Fuhrwerk auf den Bürgersteig. Diese Kalkkutscher hatten eine besondere, etwas größere Schaufel und gaben den Kalk auf die Bohle. Der Mörtel floss nun die Bohle herunter zu einem weichen flachen Berg. Die Hausfassaden waren meisten vollgespritzt.

In der früheren Zeit oder bei kleineren Baustellen wurde der Kalk in großen Kalkwannen gelöscht. Dann wurde auch in diesen Wannen der Mörtel mit Hacken an langen Stielen fertig gemacht. Das Löschen des ungebrannten Kalks war aber auch sehr gefährlich. Bei Arbeiten mit ungelöschtem Kalk entsteht eine beträchtliche Wärme und in der Wanne, brodelte und spritzt der Kalk wie kochendes Wasser. War der Kalk gelöscht und einige Zeit „ingesumpft“ war er nicht mehr so stark reizend. Gelöscht war der Kalk richtig gelagert unbegrenzt haltbar.

Der Maurer hat dann auf dem Gerüst etwas Zement oder nochmals Wasser zugegeben und den Kalk mit speziellen Rührspaten aufgerührt. Übrigens gab es auch folgende Tradition! Hing auf einer stehenden Gerüststange an der Straße ein Hut, wurden Maurer gesucht.

Wir Zimmerer mussten für die Maurer spezielle ausziehbare Gerüstböcke bauen. Damit konnten dann variable Gerüsthöhen von 1,50m bis 2,40m erreicht werden.

Die technische Entwicklung, fällt mir ein, ging ja weiter, sodass Paternoster-Aufzüge an dem Stangengerüst aufgestellt wurden. Diese Aufzugkörbe hielten in Gürtelhöhe. Ein Hucker hat unten beschickt, der andere hat oben die „Kiepe“ oder die „Tubbe“ entnommen und zu den Maurern getragen. Für Kleinbaustellen haben sich dann der „Kalkvogel“ und das „Steinbrett“ entwickelt. Dazu war ein schulterhoher Bock mit drei Füßen notwendig. Oben waren daran zwei herausstehende Latten. Darauf lag dann das „Steinbrett“ oder der „Kalkvogel“.

Durch spätere andere Aufzugsarten wurde die gummigereifte Schubkarre zu dem besseren Transportmittel. Selbstverständlich gab es früher diese auch aus Holz mit Eisen beschlagenem Holzrad.

Jetzt hilft die Hydraulik der Turmdrehkran der Kleinaufzug den man in ein Fenster klemmen kann und der Schrägaufzug der Dachdecker dem Handwerker die Arbeit leichter zu machen.

Vor kurzem sah ich einen Großcontainer an einem Autokran an dem Haus vor einem Fenster hängen dieser wurde so für einen Umzug mit Möbel beladen. So verändert sich die Arbeitswelt.

Auszug aus Lebenserinnerung des e.FVD Dieter Theurich, überarbeitet durch KK 2015

Genf - Ein Nachruf in die Zukunft

Und was bleibt?

Ein durch und durch wohliges Gefühl, auf den Wogen einer emotionalen Bewegung Fortgang zu finden in eine gute Zukunft unserer grenz- und schachtübergreifenden Brüderlichkeit.

Manch einer der werten Leser mag diesen Eingangssatz als überschwängliches Pathos empfinden – dann war er wohl nicht zugegen in Genf, am ehrwürdigen Abschluss des Jahres der Spinne.

Gerade an Euch Gesellen, die keine Möglichkeit hatten mit uns an Bord zu sein möchte ich mein Resümee der CCEG-Versammlung richten. Eure Solidarität durch Sammlungen auf den Buden, durch Privatzuwendungen, durch aktive Mitarbeit in der Ferne und Eure wohlwollende Unterstützung im Geiste machte dieses Event so besonders.

Das Treffen begann offiziell am Freitagnachmittag auf unserer Bude. Ein jeder Ankömmling musste das Zureisespiel unserer Reisenden am großen „Glücks(Bier)rad“ durchlaufen. Sofort durchmischten sich die Gesellen in Gesprächsgruppen aller Couleur und Generationen. Schon am Donnerstag war unsere Penne unerwarteter Weise so überfüllt, dass das dortige Fassgesellenteam ab 22 Uhr gezwungen war, immer wieder Gruppen auf die Notpenne (Saskias und meine Atelierräume) zu schicken. Gegen 2 Uhr morgens hatten wir knapp 30 Reisende fast aller Schächte auf dem Boden zu verteilen.

Der weitere Freitagabend war ein Fest des Wiedersehens und Kennenlernens. Am Samstagmorgen übernahmen wir das Regiment an Bord des „Bateau Genève“. Zum ersten Mal fanden sich die kompletten Delegationen eines jeden der 8 CCEG-Schächte um den Versammlungstisch ein. Selbst die Union und die dänischen Naver stellten je 3 Delegierte entsprechend der Statuten.

Parallel zur thematisch vollgepackten Jahreshauptversammlung erkundeten ca. 40 Gesellen teilweise mit Ehefrauen die Stadt unter der Leitung unserer reizenden Genfer Fremdenführerinnen Aurelie und Sara. Die fleißigen Kunstteams aus Dresden, Zürich, Toulouse und Genf bauten ebenfalls am Vormittag die CCEG-Skulptur vis-à-vis von unserem Raddampfer an der Uferpromenade auf.

Zum Mittagessen waren ca. 200 Gesellen wieder an Bord vereint. In der etwa 2 stündigen Sitzungspause am Nachmittag wurde das Kunstwerk eingeweiht. Eine große Traube schwarzer Hüte, bunter Schärpen und Schaulustiger lauschte den Reden unseres Siegerkünstlers FVD David Oehme und des Genfer Bürgermeisters Remi Pagani. Anschließend bildeten alle Wandergesellen die Kette der Freundschaft um die Skulptur und sangen in den blauen Genfer Himmel das Lied der „Chaine d’Alliance“.



Das Knipsfest war eine Herausforderung an die Trimmung des bereits in den siebziger Jahren außer Dienst gestellten Dampfers. Vielleicht weilte ja auch der Geist der Kaiserin Sissi im alten Stahlrumpf, die ihre letzten Stunden nach dem Attentat von 1896 an Bord verbrachte denn: es kam zu keiner gefährlichen Krängung als sich das „CCEG-Gewicht“ auf den Freidecks an Steuerbord einfand.



Der Abend und die Nacht - ein Verschwimmen und ineinander Auflösen trennender Strukturen, Vorurteile, Sprachen, Kulturen – kurz: Ein fröhlicher Mopp schallerte, grölte und lachte bis 2 Uhr morgens über den See. Zu Beginn stand ein kleines Stell-Dich-ein der zwei noch trudelnden Schächte. Die Möpfe am Boden gegen uns auf dem Tisch und umgekehrt.

Es folgten Klatschparaden quer über Bord, die Franzosen mit tollen „Gesellen-weiterreich- Schlangen“ etc. Jeder schallerte mit jedem – *Sprachen werden allgemein überbewertet*. Viel Interesse fanden drei zugereiste „Löwenbrüder“ die uns hoffen lassen, dass die alten Zünfte der Bäcker-, Müller- und Nahrungsberufe allgemein wieder verstärkt auch im deutschsprachigen Raum auf die Walz gehen. Mit großer Freude durfte ich auch eine Gesandtschaft der CCEG-externen Assoziation empfangen, die unserer Einladung gefolgt war.

Vielleicht entwickeln sich in der Zukunft neue Banden, die eine Reintegration der Assoziation in der CCEG ermöglichen. Irgendwann in der Nacht wurde es noch einmal offiziell, als der „Goldene Körner“ (der Oscar der Bude Genf) erstmals einem Nicht-Vogtländer für unermüdlichen Einsatz in der CCEG verliehen wurde und zwar an unseren Kamerad Peter Schwarzbich von den Rechtschaffenen.

Am Sonntag läuft kein Schiff aus dem Hafen!

Das betraf nicht nur unseren ausgedienten Partykahn sondern auch gefühlte 2 Drittel der Reisenden, die den Diskokeller auf Bude belagerten. Da blieb kein Auge trocken, auch keine Kehle und zudem auch manches Ohr nicht. Denn die Schergen unseres „Genfer FVD-Nagelstudios“ fanden Ihr letztes Opfer. Einen jungen Rechtschaffenen, der natürlich nach Einwilligung seines Exportgesellen, blutend an der Tischplatte festhing. Unweit davon saß seit Stunden, in beobachtendem Amüsement vertieft, der Sekretär der Fédération - höchst selbst. Er hatte bereits 3 TGV's nach Paris verpasst und lies nun begeistert schauernd den letzten Zug fahren.

Er fand Platte bei mir daheim und ich versprach ihm einen Kaffee vor dem ersten Zug am Montag Morgen. Als ich aufwachte war es Mittag und Kamerad Marc Bourdais schon lange in Paris. Etwas peinlich berührt dachte ich an den versprochenen Kaffee und das stets verriegelte Gartentor mit Stahlspitzen. Am Nachmittag kam die erleichternde Nachricht aus Paris mit großem Dank für unvergessene Momente.

Die Zentrale der Fédération (und jetzige Rotationsgesellschaft) meldete sich 4 Tage später offiziell in dem Sinne, dass es eine große Herausforderung sei, im Juni 2018 zum CCEG-Kongress in Toulouse dem Genfer Erbe zu folgen. Sie, die Fédération, wird alles daran setzen, dass mehr Frankophone und Deutschsprachige Gesellen gemeinsam reisen können.

Werte Gesellen, das möchte ich so im Raum stehen lassen. All Ihr Unterstützer habt Wohl getan.

Im Namen der FVD bedanke ich mich bei Madame Saskia Matthey de l'Endroit für die über Wochen ehrenamtliche Orgahilfe. Liebe Saskia, hab dank auch für die Dienste als Chefchauffeurin Deines Zunftmobils „Grüner Ajust“.

FVD Bernhard Merkel - CCEG-Sprecher der FVD